Herzog und Bandit.

Historischer Roman

von

Walter von Eichen.

Motto:
Von Deinen Leuten, König, von Deinem
Gefolge bin ich, denn wie die Nacht
Dem Tage Schritt für Schritt, so folg' ich Dir,
Den Dolch gezückt, das Aug' auf Dich gerichtet,
Durch mich verfolgt mein Blut in Dir das Deine.

Erster Band.

Leipzig.
Verlags-Contor.

Prolog.

Das alte ehrwürdige Saragossa, das berühmte, von dem Carthager Hannibal nach heldenmüthigem Widerstand vor zweitausend Jahren eroberte und zerstörte Sagunt der Römer, war umhüllt von dem Schleier der Nacht. Die Bewohner lagen bereits im tiefen Schlaf, kein Lichtstrahl glänzte mehr durch die maurischen Bogenfenster der Paläste der Granden von Spanien; in den Häusern der Bürger, wie in den Hütten der Armen war es still geworden, nur in dem düsteren Raum der ehrwürdigen Cathedrale schimmerte matt und bleich das ewige Lämpchen vor dem Bilde der heiligen Madonna. Die Straßen waren

wie ausgestorben, denn selbst die nächtlichen Schwärmer hatten bereits ihr Lager gesucht, die Serenaden waren verstummt, welche allabendlich bis weit in die Nacht hinein von der heißblütigen Jugend des Südens den schönen und stolzen Donna's gebracht werden.

Vorsichtig, schweigend und ängstlich um sich spähend schlich in dem Schatten, den die hohen Häuser bei der mondhellen Nacht warfen, eine hohe Frauengestalt in dunkeler Tracht, einen Knaben an der Hand führend, die Straßen entlang. Ihr Schritt war, trotz der Todtenstille, die in der Stadt herrschte, kaum hörbar, wie unheimliche Nachtgespenster schwebten diese beiden Gestalten langsam dahin.

An der Pforte eines Klosters angekommen, neben der sich in der Mauer ein Steinbild der heiligen Jungfrau befand, blieb die Frau stehen. Sie deutete mit der Hand auf das Bild der Mutter Gottes und beide sanken vor demselben auf die Kniee und beteten.

Doch dieses Gebet der Frau war nur ein Fluch, und dieser galt dem Haupte des Königs.

Mit einem furchtbaren Eidschwur ward hier vor dem Bilde der Himmelskönigin Rache, unversöhnliche, blutige Rache gelobt.

„Bete zur Heiligen," sagte die Frau mit bebender Stimme zu dem neben ihr knieenden Knaben, „sie hört auch das Flehen des Kindes . . . bete zu ihr, daß sie Dir Kraft gebe, zu halten, was Du geloben mußt: Rache, Rache dem Mörder Deines Vaters, Haß, ewigen Haß dem Don Philipp und seinem ganzen Hause. Schwöre bei dem dreieinigen Gott, schwöre im Angesicht der Madonna, als Mann zu erfüllen, was Du als Knabe gelobtest, und bitte die Heilige, daß sie Dich möge erwachsen lassen in der Kraft des Leibes und der Stärke der Seele, flehe zu ihr um Segen für das finstere Werk, das der alleinige Zweck Deines Lebens sein muß . . ! O, daß es ein anderes Gebet sein könnte, das ich Dir lehre, daß es nicht ein Fluch sein müßte, um den Du den Himmel jetzt anrufst!"

Der Knabe schauderte, aber der Gedanke an den Vater entflammte sein junges Herz

in unheimlicher Gluth . . . Er sollte ihn verlieren, zu dem er nur mit der tiefen Verehrung der innigsten Kindesliebe aufgeblickt hatte, der theuere Vater sollte ihm entrissen werden . . . er sah den Jammer der geliebten Mutter, sah sie und sich selbst ins Elend verstoßen . . . . und er leistete den furchtbaren Eid.

Die nächtlichen Wanderer setzten ihren Weg fort. Schweigend schritten sie durch mehrere der öden Straßen hin, bis sie endlich auf einen großen Platz kamen.

In der Mitte desselben ragte, von dem Mondlicht beleuchtet, ein schwarzes Gerüst gespensterhaft empor . . .

Vor Entsetzen starr blieb die Frau bei diesem Anblicke stehen, ein kalter Frost durchschauerte sie, sie stand einen Augenblick lang betäubt . . . dann aber raffte sie sich wieder auf, die ganze Energie des Hasses und der Rache erwachte wieder und stählte sie mit dem Muthe der Verzweiflung.

Sie drückte heftig des Knaben Hand und erhob die Rechte auf das Schaffot hinweisend.

„Das, mein Juan, ist das Denkmal, das der König und das Vaterland Deinem Vater setzten . . . so lohnt Spanien dem Helden von Granada, dem Ueberwinder von Tanger . . . das ist es, was Don Philipp dem bietet, der ihn an das Versprechen mahnte, das der hartbedrängte König einst in der höchsten Noth gab . . . Diese blutigen Bretter hat Spaniens König Deinem Vater zum Schauplatz des letzten Acts eines Heldenlebens gewählt . . . von dieser Bühne herab soll Don Juan von Aragon in das Grab steigen . . . er, der einen König als Bittenden vor sich sah, der durch seine Freundschaft die mächtigsten der Erde ehrte, er wird als letzten Freund Niemanden als den Henker um sich haben . . .! Knabe, Du wirst bald, in wenig Stunden, das Haupt der Familie sein . . . jener geächteten, beraubten und entehrten Familie der Grafen Alatrava, die einst Herzöge von Se-

gorbia waren, deren Wappenschild neben denen der Könige von Aragonien, Castilien und Leon prangten . . . streiche den königlichen Leuen aus dem blauen Feld, färbe das Feld mit Blut, mit Deines Vaters Blut, und setze in dasselbe das blinkende Beil des Henkers und jene schwarze Todtenbühne . . . das ist Dein Wappenschild, Du armer, verlassener, ausgestoßener Sprößling des berühmten Hauses . . . flieh mit diesem Zeichen zu den Bären und Wölfen in den Pyrenäen zu den Banditen und Mordbrennern . . . sie, die oft Deines Vaters Arm gefühlt haben, die vor ihm und seinem tapferen Schwerte zitterten, sie werden Dich mit offenen Armen aufnehmen, sie werden Mitleid mit der Wittwe, mit dem Kinde ihres Todfeindes haben... geh zu ihnen, den Räubern, die vervehmt sind, wie Du es bist, lerne dort das Handwerk der Waffen, stähle bei ihnen Deinen Muth, und dann kehre zurück, hefte Dich an die Fersen des Mörders Deines Vaters — oder hat ihn Gott dann schon vor seinen Richterstuhl

geladen, so sei es der Sohn oder Enkel, den Dein rächender Stahl trifft . . .! O, daß ich ein schwaches, hülfloses Weib bin . . . wäre ich ein Mann: beim ewigen Gott, Don Philipp athmete schon nicht mehr . . .!"

Erschöpft und gebrochen ließ die bleiche Frau den erhobenen Arm und das Haupt sinken.

„Komm Mutter," sagte der Knabe, „komm, laß uns gehen . . . mir graut es in dieser Stadt, Deine Reden ängstigen mich . . ."

„Nein, bleibe," rief die Frau, und ihre Brust hob sich in fieberhafter Wallung, „ich habe Dir noch mehr zu sagen: siehst Du dort jenen Palast mit den prächtigen Räumen und den hohen Bogenfenstern . . ?"

„Wohl sehe ich ihn und kenne ihn . . ."

„In seinen Mauern ward ich geboren, dort verlebte ich die beglückten Tage meiner Kindheit und meiner Jugend . . . dort weilten meine Eltern, deren einziges geliebtes Kind ich war . . . dort war es, wo mich Dein Vater zuerst sah, als er siegreich aus dem

Kampfe mit den Ungläubigen von Granada zurückkehrte .... dort warb er um meine Hand... dort segnete uns mein alter Vater... und als dieser dahin ging, ward mein Gemahl Herr dieses Palastes und unserer Familiengüter ... jetzt aber gebietet ein anderer Herr dort, ein feiler Höfling des Königs, der, ein unbedeutender Hidalgo, durch niedrige Schmeichelei sich die Gunst des Monarchen erschlichen, der Feind und Verleumder Deines Vaters ..! Er erhielt Dein mütterliches Erbe als Lohn dafür vom König zugeworfen, daß er sich zum Ankläger des Vaters hergab, daß er mit dem Gift der Lüge den wohlerworbenen Ruhm Don Juans von Aragon besudelte ... vergiß den Namen Gil Sanchez nicht ... auch ihn empfehle ich Deiner Rache . . .!"

Die Glocke, welche in dem unfern gelegenen Kloster die Nonnen zur Hora rief, verkündete das Herannahen des jungen Morgens, der Glanz der Sterne am Himmel erbleichte, der Mond war dem westlichen Horizont näher

gerückt, während ein immer heller werdender Schein im Osten das Erwachen des Tages anzeigte.

„Der furchtbare Tag bricht an,“ sprach die bleiche Frau zu ihrem Sohne, „bald wird Dein Vater dort auf dem Blutgerüste sein edles Leben aushauchen ... jetzt komm, mein Sohn, laß uns diesen Schreckensort meiden... die Thore der unseligen Stadt werden geöffnet .... fliehen wir hin nach Aragoniens düsteren Bergen, zu den rauhen, aber treuen und biederen Bewohnern derselben ... dort wird uns das Schwert und das Henkerbeil unserer Feinde nicht erreichen ... Zum letzten Male grüße ich dich, du Haus meiner Väter,“ fuhr sie fort, mit einem schmerzlichen Blick nach dem Palaste, „lebe wohl, du meine Heimath, du Stadt, in der mir das höchste Glück und der tiefste Jammer ward .... wir nahen dir nicht eher wieder, als mit dem blutigen Schwerte der Rache in der Hand ...! Komm, mein Juan, und vergiß diese entsetzliche Nacht und Deinen, im Ange-

sicht der Himmelskönigin geleisteten Schwur nicht . . .!“

Langsam wankte die Unglückliche an der Hand ihres Sohnes dahin. Sie gelangten an das bereits geöffnete Thor. Die trotzigen Krieger, die hier Wacht hielten, beachteten die unsteten Schrittes daher schleichende arme Frau mit dem Knaben nicht. Unangefochten erreichten die Flüchtlinge das Freie.

Auf einer Anhöhe vor der Stadt hemmte Donna Leonora, die unglückliche Gattin des Don Juan von Aragon, ihre Schritte.

Blutroth stieg die Sonne über den Horizont empor und beleuchtete die zu den Füßen der Flüchtigen liegende Stadt und den majestätisch dahinströmenden Ebro.

Noch einmal streckte Donna Leonora die Arme nach der Stadt aus, noch einmal grüßte sie deren hohe Thürme und die in den Sonnenstrahlen glänzenden Zinnen der Paläste.

Da ertönte aus der Stadt herauf der

dumpfe Schall der Trommeln und der durchdringende hohe Ton der Todtenglocke.

„Auf die Kniee, Sohn,“ rief Donna Leonora, „bete zu Gott und der heiligen Jungfrau für die Seele, die sich jetzt zum Himmel schwingt . . . das sind die letzten Augenblicke Deines Vaters . . !“

Hochaufgerichtet stand die Frau neben dem knieenden Knaben, den Blick unverwandt nach der Stadt gerichtet . . .

Durch den Lärm der Trommeln und das schauerliche Geläute der Glocke hindurch hörte man gleich dem Brausen des fernen Meeres das Geräusch der Menschenmenge, die in den Straßen von Saragossa hin nach dem Orte des blutigen Schauspiels wogte. Die Trommeln schwiegen plötzlich, nur die Glocke läutete noch . . . der furchtbare Augenblick war da . . . .

Das edle schöne Gesicht der bleichen Frau nahm den Ausdruck des höchsten Schmerzes an . . . ihre Brust keuchte unter der Last dieses entsetzlichen Augenblicks . . . unwillkürlich

hob sie die Linke empor, als wollte sie den Todesstreich abfangen, während ihre Rechte sich auf die Schulter des knieenden Kindes stützte . ..

Da wirbelten die Trommeln wieder . . . . Donna Leonora sank zusammen, umfaßte krampfhaft ihren Knaben und rief mit ersterbender Stimme:

„Es ist vollbracht . .. ich bin Wittwe . .. Du, armes Kind, bist eine vaterlose Waise . . !"

I.

Die rauhen majestätischen Felsenspitzen der Gebirge Aragoniens wurden von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet; weit über das Gebirge hin tönte die Vesperglocke des berühmten Klosters zu St. Jago; die Ackersleute kehrten nach ihren Hütten zurück, die Hirten sammelten ihre Heerden, der Maulthiertreiber suchte den Schritt seiner schwer beladenen Thiere zu beschleunigen, um noch vor der vollständigen Dunkelheit das Dach der Herberge zu erreichen.

Während aber die Vesperglocke des Klosters den friedlichen Bewohnern der Gegend den ersehnten Feierabend verkündete und ein jeder sich zurück zu den Seinen begab, um im Arme eines liebenden Weibes und im Kreise

seiner Kinder die wohlverdiente Erholung zu finden, oder um sein Liebchen bei einem meh- oder weniger verstohlenen Stelldichein zu umarmen, während mit jenem Geläute das Tager werk des Landmanns abgeschlossen ward, gab es den Menschen, die freiwillig außerhalb des Verbandes des Staates und der Gemeinden lebten, oder die durch die Macht der Verhältnisse aus dem Bereiche der schützenden Gesetze gedrängt worden waren, das Zeichen, daß nun bald ihr düsteres Handwerk beginne, daß die Nacht den Schleier ausbreiten würde, unter dem sie ihre finsteren und blutigen Werke sicher ausführen können.

In einer der ödesten und sterilsten Gegenden des Gebirgs, in einer von schwarzen Felsen eingeschlossenen engen Schlucht lagerten vor einer ziemlich weiten Höhle eine Anzahl Männer von wildem Ansehen. Ihre Wangen waren gebräunt, ihr langes kohlschwarzes Haar trugen sie nach Landessitte in einem weit herabhängenden Netz, ihre großen funkelnden Augen blickten wild und

verwegen um sich. Ihre Kleidung bestand in einem ledernen Wams, über dem sie einen kurzen, oft durchlöcherten Mantel von grobem einfärbigen Stoff trugen, einem spitzen Hut und kurzen bockledernen Hosen. Die wenigsten von ihnen trugen Strümpfe; statt jeder üblichen Fußbekleidung war nur die Sohle durch ein Stück ungegerbtes Leder geschützt, das mit kreuzweis bis unter das Knie hinauf um den Unterschenkel gewundenen Schnüren befestigt war.

Die Männer, die wir hier ihre Waffen neben sich um ein Feuer gelagert sehen, waren eine auserlesene Schaar von der Bande des berüchtigten Räuberhauptmanns Hernani. Es war derselbe der Schrecken Aragoniens, bei seinem Namen machten die friedlichen Bürger in den Städten und die Landleute in den Dörfern das Zeichen des heiligen Kreuzes auf Stirn und Brust und schicktten ein Stoßgebet an die heilige Jungfrau gen Himmel, auf daß sie jeden guten Christen, und allenfalls auch den Juden, von den man nächsten

Tages Geld borgen wollte, wenigstens bis dahin vor dem furchtbaren Räuber und seiner der Hölle entstiegenen Bande beschützen möge.

Das Gespräch der Räuber drehte sich um ihre eigenen auf der Heerstraße verübten Großthaten. Ein Jeder wußte etwas zu erzählen und wenn die Uebrigen auch alle diese Einzelnheiten schon zu verschiedenen Malen und mit verschiedenen Ausschmückungen gehört hatten, so fanden doch alle Erzähler auch diesmal wieder ein aufmerksames und dankbares Auditorium.

Der Ton der Vesperglocke, der von dem ziemlich weit entferntеn Kloster bis in diese Wildniß drang, veranlaßte jedoch, daß das Gespräch plötzlich abgebrochen ward und mehrere der Banditen sich erhoben.

„Zum Teufel, es wird Zeit," rief Jaquez, einer der ältesten und angesehensten Männer unter den Räubern und Hernani's specieller Vertrauter, „schon höre ich das Abendläuten, bald wird die Nacht diese Berge decken, und

noch keiner unserer Kundschafter hat sich eingestellt."

„Verflucht sei diese Unthätigkeit und das müßige Umherlungern, bei dem man höchstens einmal einem armen Teufel von Handelsmann einen Käse, einen Schinken oder ein paar elende Maravedi abjagen kann!" sagte Rodrigo, ein anderer jüngerer Mann.

„Und dann zieht der Hauptmann auch stets ein schiefes Gesicht, wenn wir das thun," meinte ein Dritter, Namens Jago; „er leidet es nicht gern, wenn wir arme Schelme plündern..."

„Das sollst Du überhaupt gar nicht," unterbrach ihn Jaquez.

„Aber zum Henker, mit was sollen wir denn die Zeit ausfüllen?" fragte Jago, „es kommt nicht alle Tage vor, daß man einem Granden von Spanien den Beutel fegen oder einen wohlgemästeten Pfaffen zwicken kann."

„Du hast zu thun, was der Hauptmann befiehlt, und auf eigene Hand nichts zu unter-

nehmen," rief Jose, ein junger Mann von colossalem Körperbau.

"Ich habe Euch schon einige Male durch die Finger gesehen," sagte Jaquez, "und dem Hauptmann es verschwiegen, wenn Ihr Dinge geschrieben habt, die er nun einmal nicht duldet. Es geschah das nur, weil Ihr sonst tüchtige Kerls seid, die sich vor dem Teufel nicht fürchten — aber macht es nicht zu arg oder besser, haltet Euch ganz von gemeinen Beutelschneidereien und dergleichen fern, denn erfährt der Hauptmann solche Geschichten — und ich werde ihm nichts mehr verschweigen — so schlägt er Euch den Schädel ein! Das merkt Euch!"

Jago und Rodrigo wendeten sich verdrießlich ab und warfen sich endlich wieder neben dem bereits verglimmenden Feuer nieder.

„Es wird dunkel und der Hauptmann ist auch noch nicht da," nahm Jose das Wort.

„Er wird schon kommen, wenn es nöthig ist," erwiederte Jaquez kurz.

„Höre 'mal Kamerad," sagte Jose mit halber Stimme zu Jaquez, indem er ganz nahe zu diesem herantrat, „unter uns, der Hauptmann scheint mir seid einiger Zeit ganz verändert zu sein . . ."

„Du bist ein Narr, was fällt Dir ein, er war stets so, wie er jetzt ist . . ."

„Nein, nein, Jaquez," entgegnete Jose kopfschüttelnd, „es ist etwas mit ihm vorgegangen: ich weiß, was ich weiß!"

„Nun was weißt Du denn! das wird auch etwas Rechtes sein . . . !"

„Ich glaube der Hauptmann ist verliebt!"

„Ha ha ha! nun bei St. Jago di Compostella, da kennst Du den Hauptmann schlecht! Er und verliebt! Welcher Teufel hat sich denn den Spaß gemacht, Dir diesen Unsinn einzublasen und Dich wie einen Schalksnarren am Barte ziehend im Kreis herum zu führen?"

„Lache Du nur," versetzte fast beleidigt Jose, „ich behaupte doch, der Hauptmann hat bei seinem Umherstreifen in den Palästen

der Granden irgend einer Donna zu tief in die Augen geschaut." . . ."

„Lasse solche Behauptungen, Du machst Dich nur lächerlich damit," erwiderte Jaquez im ernsten Tone. „Weißt Du wohl, was Du damit sagst, Knabe, kennst Du den Hauptmann so genau?"

„Nun, wenn ich Recht hätte, wäre denn das ein Unglück — das kann jedem Menschen passiren, warum nicht auch unserem Hauptmann!" sagte Jose in einem Tone, dem man es anmerkte, daß die Ueberzeugung von dem, was er behauptet hatte, bereits durch die imponirenden Worte des älteren Gefährten erschüttert ward.

„Ihm kann das nicht passiren, denn er ist kein gewöhnlicher Mensch, er steht viel zu hoch über solchen alltäglichen Dingen, sein ganzes Leben ist einem viel zu ernsten und großen Zwecke geweiht, als daß er Zeit und Kraft mit Liebeständeleien verschwenden könnte."

„Ich verstehe Dich nicht ganz . . ."

„Mehr kann, mehr darf ich Dir nicht

sagen... thue nur das, was ich stets thue: gehorche blind Hernani's Befehlen und sorge dafür, daß auch die Anderen ein Gleiches thun... es ist das sehr nöthig, denn wir haben jetzt recht verdammtes Pack unter uns, das nur mit eiserner Strenge im Zaum gehalten werden kann!"

„Ja, ja ein großer Mann ist der Hauptmann," meinte Jose, „er hat stets recht, weiß stets am besten, was zu thun oder nicht zu thun ist, wenn uns auch manche seiner Handlungen anfänglich räthselhaft erscheint."

In diesem Augenblicke vernahm man den Ton eines Hornes in der Ferne.

„Ha das ist er," rief Jaquez; „auf Kameraden, der Hauptmann kommt!"

Während die Räuber sämmtlich aufsprangen, ergriff Jaquez das Horn, das er selbst am Gürtel trug, und erwiederte das eben gehörte Signal.

Verschiedene andere Hörner antworteten in größerer und geringerer Entfernung.

Nach und nach traten verschiedene Trupps

von Räubern aus dem Dickicht des Waldes und hinter den Felsen hervor, andere klommen mit der Behändigkeit der Katzen von den steilen Wänden des Felsengebirgs herab. Alle begrüßten einander und stellten sich dann in zwei langen Reihen vor der Höhle auf.

Endlich vernahm man den Hufschlag eines Pferdes auf dem steilen und engen Pfad, der von dem Thale, durch das sich die große Heerstraße zog, herauf nach der Felsenschlucht, dem Hauptsammelplatz von Hernani's Bande, führte.

Mit lautem Zuruf ward der Hauptmann von den Seinen begrüßt, als er auf seinem schwarzen Roß hinter dem Felsen hervorritt.

Er erwiederte dankend den Gruß, sprang vom Pferde und trat mitten unter die Banditen, mit einem raschen und durchdringenden Blick ihre Reihen musternd.

Die äußere Erscheinung Hernani's und sein ganzes Auftreten hatte etwas Ueberwältigendes und trotz der Jugend des Hauptmanns etwas Ehrfurcht Gebietendes.

Hernani zählte nicht mehr als zwanzig Jahre, aber er war vollständig gereift an Körper und Geist. Seine Tapferkeit, seine Thatkraft, seine geistige Ueberlegenheit hatte ihn, kaum noch dem Knabenalter entwachsen, schon zum Beherrscher der wilden und zügellosen Banden gemacht, die damals in Aragoniens Bergen hausten.

Anfänglich war die Schaar, welche der kühne, unter den Räubern aufgewachsene Jüngling um sich sammelte, nur klein. Der Ruhm von seinen Thaten, die Kühnheit seiner Entwürfe, das Glück, das ihn stets bei der Ausführung derselben begünstigte, lockte aber bald noch mehr der wilden Gesellen zu ihm. Kaum waren zwei Jahre vergangen, so hatten sich alle anderen Räuberchefs in Aragonien ihm angeschlossen und gehorchten ihm als Oberhaupt, so daß Hernani über nahe an dreitausend Mann gebot.

Von der Natur mit den herrlichsten Anlagen begabt, wäre unter anderen Verhältnissen der kühne Führer der Banditen ein

großer Mann geworden, dessen Name die Geschichte mit Ruhm und Erfurcht genannt hätte.

Hernani's äußere Erscheinung war nichts weniger als Furcht und Schrecken erregend, wenn auch seine hohe, schlanke und kraftvolle Gestalt und sein feuriges schwarzes Auge imponiren mußten. Sein edeles, fein geschnittenes Gesicht hatte den Ausdruck des Edelsinns neben der männlichen Entschlossenheit und Thatkraft. Bei alle dem zeigte sich in diesem schönen Antlitz ein eigenthümlicher Zug von Schmerz, und selbst eine gewisse Herzensgüte und Sanftmuth spiegelte sich in ihm wieder.

Nur ein großes, gewaltiges Mißgeschick konnte es sein, was diesen ursprünglich edlen und schönen Charakter zu dem entsetzlichen Handwerk getrieben hatte.

Mit festem Schritt war Hernani unter seine Genossen getreten. Es merkten diese sogleich, daß er ihnen etwas Besonderes zu

sagen hatte, daß es ein großes Unternehmen war, über dem er brütete.

„Freunde, Gefährten, Kampfgenossen," begann er mit sonorer kräftiger Stimme, „ich bedarf Eures Armes und Euerer Klugheit jetzt mehr, als je zuvor. Das Werk der Rache, dem ich mein Leben geweiht, beginnt zu wachsen, die blutige Saat, die meine Mutter und meine Feinde gesät haben, reift, ein Theil dieser Saat harrt auf den Schnitter. Ich übernehme es, das Werk zu vollführen, und Gott und die heilige Jungfrau werden mich und Euch dabei schützen und schirmen. Heute bedarf ich nur einer kleinen Schaar, dreißig entschlossene und verschmitzte Männer genügen — aber Ihr Anderen, Ihr harrt hier meiner Befehle, denn morgen mit Tagesanbruch wird ein Unternehmen ausgeführt, an dem Ihr Alle theilnehmen sollt ... Ich kann und darf Euch etwas Näheres hierüber noch nicht sagen; wenn Ihr aber erst wißt, was es gilt, werdet Ihr die Ehre zu schätzen wissen, die Euch daraus erwächst. Ihr werdet

etwas thun, von dem sich noch Kinder und Kindeskinder mit Schrecken erzählen sollen. Ihr werdet ein Wagstück vollbringen, das ohne Beispiel bleiben wird, so lange als diese Berge auf ihrem Grund feststehen . . .! Du Jaquez, suche sofort dreißig tüchtige Männer aus und komm dann mit Jose zu dem Grabe meiner Mutter, ich habe mit Euch zu reden. Ich aber will erst noch zu dem Geist meiner Mutter beten, an ihrem Grabe will ich mich vorbereiten zu dem großen Werke . . . laßt mich dort einige Augenblicke allein!"

„Hoch lebe unser großer Hauptmann!" rief Jaquez und die ganze Bande stimmte mit Begeisterung in diesen Ruf ein.

Hernani aber schritt langsam nach der Höhle und verschwand in derselben.

Die Befehle des Hauptmanns waren schnell vollzogen, denn ein Jeder der Räuber drängte sich dazu, noch an diesem Abend bei dem Unternehmen betheiligt zu sein.

Jaquez und Jose hatten bald die dreißig Mann ausgesucht, unter denen auch Jago

und Rodrigo waren. Diejenigen, welche sie nicht nehmen durften, verwiesen sie auf den Befehl des Hauptmanns, und versprachen ihnen, bei der nächsten Unternehmung Rücksicht auf sie zu nehmen, um sie zu beruhigen.

Sie gingen darauf in die Höhle.

Nach Verlauf einer Viertelstunde trat Hernani mit Jaquez und Jose wieder hervor. Er übergab Jose das Commando über die Zurückbleibenden, er selbst nahm sein Pferd bei dem Zügel und ging mit Jaquez und den erwählten dreißig Mann, denen etwa ein Dutzend großer Hunde folgte, den Felsenpfad hinab.

Nicht weit von dem Hauptlager der Räuber befanden sich die Baracken, wo die der Bande gehörigen Pferde standen. Ein ziemlich starker Wachtposten war hier zum Schutze der Thiere aufgestellt.

Hier angelangt befahl Hernani, daß die Hälfte der Mannschaft, die er mit sich führte, die bereits gesattelt dastehenden Pferde bestei-

gen solle — die Uebrigen blieben für den Kampf zu Fuße bestimmt.

Der Zug setzte sich darauf in Bewegung, bald war die Landstraße erreicht.

Hernani vertheilte seine Leute zu beiden Seiten des Wegs in das hier befindliche Gehölz. Ein Theil der zu Fuße gehenden Banditen legte sich in die Gräben. Der Hauptmann selbst stellte sich am Ende der von den Räubern bewachten Strecke hinter einem hohen Busche auf, während Jaquez die Führung des anderen Flügels übernahm.

Kaum ein halbes Stündchen hatten die Banditen in tiefem Schweigen hier gewartet, als man von der Höhe herab auf der Straße einen ziemlich langen Zug von Herren und Damen, auf Pferden und Maulthieren reitend, kommen sah. Eine zahlreiche Dienerschaft mit Fackeln begleitete, ebenfalls beritten, ihre Herrschaften.

Unter lautem Gespräch und die Gefahr nicht ahnend nahte sich der Zug. Man ließ ihn so weit herankommen, bis er sich ganz

innerhalb der von den Räubern gebildeten Colonnen befand.

Da versperrte ihm plötzlich Hernani selbst mit einigen Reitern den Weg, zu gleicher Zeit schnitt Jaquez den Rückzug ab und sämmtliche Räuber stürzten sich nun aus dem Gebüsch und aus den Gräben hervorspringend auf die Reisenden, welche sich mit einem Male gefangen sahen, ehe sie noch an Widerstand denken konnten.

Die Frauen, die bei dem Zuge waren, erhoben ein lautes Geschrei, die Herren und die Diener zogen ihre Schwerter.

„Ergebt Euch," rief ihnen Hernani zu, „Ihr seid in meiner Gewalt, und jede Gegenwehr ist vergeblich. Erspart Euch daher unnützes Blutvergießen!"

„Wollt Ihr unser Gold und unseren Schmuck, so nehmet es hin," rief einer der Herren.

„Daran liegt mir weniger, als an Euren Personen. Daß Ihr Eure Kostbarkeiten mir überlassen müßt, versteht sich von selbst, denn

ich muß meine Leute belohnen," antwortete Hernani. „Jetzt aber, meine wackeren Gefährten," fuhr er zu seiner Bande gewendet fort, „geleitet die Herrschaften nach unserem Lager, aber Keiner unterstehe es sich, ihnen eine Unbill zuzufügen."

Die Räuber entwaffneten die Männer, verlöschten die Fackeln der Diener und banden ihnen die Hände mit Stricken. Die berittenen Banditen nahmen paarweise einen der Gefangenen zwischen sich, das Fußvolk der Bande führte die Pferde und Maulthiere der übrigen Gefangenen am Zügel.

Bald war das Lager der Räuber vor der Höhle erreicht.

Noch immer klagten und flehten die Frauen, während die Männer ihrem Zorn in Flüchen und Drohungen Luft machten, zum Theil wohl auch ebenso zitterten und bebten, wie die Weiber.

Hernani ließ die Gefangenen in einer Reihe aufstellen, dann trat er vor sie hin, ge=

bot Ruhe und sprach mit festem, entschiedenem, aber keineswegs barschem Tone:

„Habt keine Furcht, meine verehrten Herren und schönen Damen, es wird Euch kein Leid geschehen — nur einigen Aufenthalt werdet Ihr Euch müssen gefallen lassen, denn Ihr müßt Zeuge sein, wie Hernani eine alte, im Angesicht des Himmels angelobte und daher unverjährte Schuld bezahlt. Es ist nur Einer unter Euch, den ich mir ausbitte: wer von Euch nennt sich Don Gil Sanchez?

Eine ängstliche lautlose Stille herrschte unter den Gefangenen.

„Ich frage noch einmal: welcher von Euch ist Don Gil Sanchez?"

Ein schon bejahrter Mann trat endlich aus der Reihe hervor.

„Ich bin Don Gil Sanchez . . . was willst Du von mir?" sagte er mit bebender Stimme

„Jose," rief Hernani, „nimm ihm die Fesseln ab."

Der Bandit that, wie ihm befohlen ward.

„Jetzt folgt mir, edler Don," rief Her=

nani dem Zitternden zu, dann wendete er sich zu seinen Leuten und sprach in gebietendem Tone: „und Ihr bewacht die Gefangenen wohl . . . den trifft der Tod, der einen entwischen läßt!"

Er faßte nun Don Gil Sanchez bei der Hand und führte ihn in die Höhle.

Erwartungsvoll und überrascht von dem, was um sie her vorging, blieben die übrigen Gefangenen zurück. Die sie bewachenden Räuber verharrten in düsterem unheimlichen Schweigen und sprachen höchstens einmal in ihrem, den Anderen unverständlichen Rothwälsch wenige Worte unter einander.

Die Damen und dann auch die Herren ergingen sich in Klagen und Muthmaßungen über das Schicksal, das dem Don Gil bevorstehe, und endlich fragte einer der Gefangenen einen neben ihm stehenden Räuber:

„Was hat Euer Hauptmann mit dem unglücklichen Don Gil vor?

„Ich weiß nicht!" war die kurze und barsche Antwort des Banditen.

Endlich wendete sich ein anderer der gefangenen Herren an Jaquez mit einer ähnlichen Frage.

„Belästigt uns nicht mit Fragen, die wir Euch nicht beantworten können," erwiderte dieser, „nur so viel kann ich Euch sagen: dankt Gott und der heiligen Jungfrau dafür: daß Ihr nicht in Don Gil's Haut steckt!" — Die Höhle, in welche Hernani sein Opfer geführt hatte, war ziemlich tief. Sie verengte sich immer mehr, je weiter die beiden Männer in ihr vorwärts schritten.

Schweigend geleitete Hernani den alten Mann in diesem stockfinsteren Gange.

Endlich sah man einen matten Lichtschimmer. Wie durch eine kleine Pforte ging man in eine Art von Halle, die durch Menschenhände in den Felsen ausgehauen zu sein schien. In der Mitte dieses Raumes befand sich ein einfaches Grabmal, bestehend aus einem regelmäßig behauenen Granitwürfel von ziemlicher Größe, auf dem ein mit einem frischen Blumenkranz geziertes steinernes Kreuz

stand. Eine an der Felsenwand angebrachte Lampe erhellte spärlich die Todtengruft.

„Ahnest Du,“ fragte ernst und feierlich der Räuberhauptmann den vor Entsetzen bebenden Don Gil Sanchez, „an wessen Grabe Du stehst? Nein, Du kannst es nicht ahnen... Die Wege des rächenden Gottes sind zu wunderbar, als daß Dein Quentchen vertrockneten Höflingsgehirns so etwas fassen könnte, wenn es Dir auch Dein schuldbeladenes Gewissen sagen müßte! Aber fühlen kannst Du vielleicht an dem kalten Schauer, der jetzt Dein entnervtes und ausgemergeltes Gebein durchrieselt, daß hier Dein Geschick entschieden wird, daß Dich hier die gerechte Rache erreicht hat, daß der Weg, der aus dieser Höhle führt, Dein Todespfad sein wird!“

„Um Aller Heiligen willen, was habt Ihr mit mir vor, was habe ich Euch zu Leide gethan?“

„Du fragst noch, Elender? . . . Doch Du wirst es wissen, sobald als Du den Namen

des Engels erfahren hast, dessen sterbliche Hülle unter diesem Steine schlummert... es müßte denn Wollust und niederer Knechtsinn Dein Gedächtniß gänzlich geschwächt haben... So wisse denn: das ist die ewige, geheiligte Ruhestätte einer Frau, der Du, elendes Hofinsect, den Gatten, Namen, Vermögen und Vaterland geraubt hast... es ist Donna Leonora von Aragon, Herzogin von Segorbia, geborene Gräfin von Alatrava, die hier ruht, und in mir siehst Du den rechtmäßigen Erben der Güter, die Du Dir durch Speichelleckerei und niedrige Verläumdung erschlichen hast: Don Juan von Aragon, Herzog von Segorbia bin ich, dessen Vater durch Dich und Deine Schurkerei auf dem Blutgerüste sein Heldenleben beschloß, während ich selbst mit meiner unglücklichen Mutter hinausgestoßen ward zu den wilden Thieren des Gebirgs und zu den noch wilderen Menschen, als deren König Du mich jetzt siehst! Doch diese rauhen und wilden Menschen waren besser und edler, als Ihr stolzen Granden von Spanien

und Euer König . . . sie nahmen uns auf, sie liebten und ehrten meine unglückliche Mutter, sie erzogen mich zu einem starken und gottgetreuen Mann und wählten mich zu ihrem Hauptmann! Doch mein Zweck geht höher, als Reisende zu plündern und Schätze aufzuhäufen: Rache, Rache ist der Beruf, dem ich mich an geweihter Stätte durch einen furchtbaren, in die Hände meiner unglücklichen Mutter niedergelegten Eidschwur gewidmet habe . . . Rache an den Mördern meines Vaters, an den Räubern meines Namens und meiner Güter, an den elenden Schurken, die auch meine Mutter in ein frühes Grab stürzten! Du bist das erste Opfer meiner Rache, das ich habe erreichen können, aber beim ewigen Gott, Du sollst auch nicht das letzte sein!"

„Gnade! Gnade!" wimmerte Don Gil Sanchez auf den Knieen vor Hernani liegend, „nehmt alles zurück, was Euch gehört und was ich Euch geraubt habe, ich werde beim König Don Carlos für Euch sprechen, laßt

mir nur das Leben . . . erbarmt Euch meines Weibes, meiner Kinder . . .!"

„Deines Weibes, Deiner Kinder soll ich mich erbarmen? Was thatest Du denn, elender Schurke, als Du meinen Vater verläumdetest und andere Schufte erkauftest, daß sie gegen ihn zeugten? Hast Du da auch an die Frau und den Sohn des ruhmgekrönten Helden von Granada gedacht... und ich sollte meine gerechte, vor Gott gelobte Rache hemmen, weil ein feiger Schurke Weib und Kind hat! Die Deinigen werden nicht verderben, es sich vielmehr bei meinem Erbe ganz wohl sein lassen, das ich doch nicht antreten kann!"

„Nein, nehmt Alles zurück . . ."

„Lächerliches Gebahren," rief zornig Hernani, „ich soll mich Dir wohl in die Hände geben, damit Du mich bei erster bester Gelegenheit verrathen oder mir Eure rothröckigen Schweißhunde der Gerechtigkeit auf den Hals hetzen kannst! Mein Leben ist ein verlorenes, es ist verloren durch Dich, und ich friste es nur, um als Vertreter der ewigen Gerechtig-

keit Gottes meine unglücklichen Aeltern zu rächen ... Du mußt sterben, kein Gott kann Dich mehr retten ... Du mußt sterben, aber nicht von dem Dolche eines meiner Leute, es wäre das zu viel Ehre für Dich: denn sind sie auch Mordbrenner und Banditen, habe ich auch Verbrecher aller Art unter meiner Bande, so stehen sie doch gegen Dich engelrein da ... ihre Dolche sollen sich nicht mit dem Blute eines Verworfenen besudeln ... Du wirst sterben von der Hand des Henkers, und nicht den Tod des Edelmanns durch das Schwert, sondern den des gemeinen Beutelschneiders durch den Strick ..."

Stöhnend vor Angst wand sich Don Gil zu den Füßen des Unerbittlichen ... Hernani aber stieß ihn von sich, dann sank er vor dem Grabmahl nieder, küßte den kalten Stein und rief:

„O meine Mutter, Du verklärter Engel, ich bringe Dir das erste blutige Opfer, das zweite größere wird bald nachfolgen ... auch dieses werde ich erreichen ... dann aber, wenn

Dein Schatten versöhnt ist, dann habe ich auf dieser Welt nichts mehr zu thun, dann will ich sterben, hier auf Deinem Grabe, dann nimm den lang entbehrten Sohn in Deine Arme auf!"

Er erhob sich, faßte Don Gil Sanchez bei dem Arme und führte ihn wieder hinaus in das Lager.

II.

Der würdige Bürgermeister der kleinen Aragonischen Stadt Mequinenza hatte sich noch einmal in seinem behaglichen Bett umgedreht, um sich den süßen Morgenträumen noch etwas hinzugeben, da kaum erst die Morgendämmerung angebrochen war. Das weise Oberhaupt der Stadt liebte so gut wie alle anderen Menschenkinder sein Morgenschläfchen; er durfte sich diesem Hochgenuß mit gutem Gewissen hingeben, denn zu so früher Stunde lagen gewöhnlich die anderen Bürger ebenfalls noch in Morpheus' weichen Armen und ihres Oberhauptes Weisheit war demnach noch nicht unerläßlich nöthig, das Gleichgewicht der Stadt aufrecht zu erhalten. Auch schlummerte Donna Laura, die würdige Gattin des Bür=

germeisters, noch sanft in ihrem stattlichen und breiten Bette, das unmittelbar neben dem ihres Gatten stand. Es wäre daher sogar unrecht gewesen, hätte er durch allzu frühes Aufstehen der ersten Dame der Stadt irgend welche Unannehmlichkeit gemacht.

Ehe sich aber Don Pancrazio auf die linke Seite legte, betrachtete er den Kopf mit der ungeheuren Zipfelmütze etwas aufrichtend die Gemahlin aufmerksam, ob sie auch wirklich noch schlummere, denn als ein Mann, der streng auf Etiquette hielt, hätte er um keinen Preis der Welt gegen die vornehmste Donna Mequinenza's den Respect so weit außer Augen gesetzt, um ihr, so lange als sie wachte, die Seite seiner sterblichen Hülle zuzukehren, auf der auch ein Bürgermeister weder Augen hat, noch einen Orden tragen würde.

Da lag sie nun in süßem Schlummer, die edle und stolze Donna Laura, in ihrer Nachthaube mit handbreiten wohlgefalteten Spitzen, die so weit die Grenzen der nächtigen Kopfbedeckungen unserer modernen Damen über-

schritt, daß auch kein einziges der schwarzen Haare der Donna zu sehen war, mit Ausnahme derer, die an dem spitzen Kinn hervor sproßten. Das Antlitz der Holden glich in dem poetischen Halbdunkel der Morgendämmerung einer malerischen und romantischen Gebirgsgegend vulcanischen Ursprungs. Vor Allem war es die majestätische Nase, welche hier zuerst auffiel, denn diese hatte nicht allein wegen ihrer beträchtlichen Höhe über dem Meeresspiegel Aehnlichkeit mit dem Aetna oder Vesuv, auch ihre Form erinnerte an die bekannte Gestalt dieser gewaltigen Feuerberge. Von diesem Hauptpunkte des Gebirgs gingen zwei einzelne Höhenzüge oberhalb der tiefen Thäler hin, in denen die jetzt geschlossenen kleinen Augen der Schönen lagen. Es hatten diese Ausstrahlungen des Gebirgs aber mehr den Charakter der großen deutschen Waldgebirge, denn sie waren bewachsen mit dichten und breiten dunkeln Augenbrauen, die mit den Tannen und Fichten des Schwarzwaldes oder des sächsischen Erzgebirges verwandt zu

sein schienen. Unterhalb des Ebenbildes des Aetna oder des Pik von Teneriffa gähnte aber ein furchtbarer breiter Abgrund, der auch in diesem Augenblicke geöffnet war, obgleich er während des Tages sich nur sehr selten schloß. Es war das der schöne breite Mund der Donna, der an seinen Lippen weit und kühn gezogene Wellenlinien zeigte. Auch in der Umgebung des Berges und des Abgrundes war nichts von der prosaischen Einförmigkeit einer Ebene zu sehen, denn wie in vulkanischen Gebirgen viele romantische Spaltungen und oft weitgehende Risse sich befinden, so war auch das ganze holde Antlitz der Donna Laura von dergleichen interessanten Unebenheiten bedeckt.

Damit aber möglichst alle Naturschönheiten an dem reizenden Körper der Donna Laura repräsentirt seien, gelangte man nach einigen hohlwegartigen Vertiefungen an dem schönen schlanken Halse der Donna zu dem zwischen zwei langen, keineswegs durch ein Uebermaß von Fleisch unförmlich gemachten Armen ge=

legenen Theil des Oberkörpers, den man gewöhnlich Busen oder Brust nennt. Hier breitete sich eine weite unabsehbare Ebene aus, die aber dem glücklichen Gatten in diesem Augenblicke nur theilweise sichtbar war, und auch das nur, weil ein Band an dem Nachtcomisol von großblumigem Kattun treulos geworden, d. h. abgerissen war. Die schönen Hände, die deutlich jede Einzelnheit ihres Knochenbaues durch die gleich einem sehr bequemen Handschuh übergezogene Haut erkennen ließen, lagen in ihrer ganzen imposanten Ausdehnung malerisch auf der Decke, welche die schöne Hülle der schönen Donna dem spähenden Auge entzog. Nur das linke fein zugespitzte Knie der Donna, das denselben schönen südländischen gelbbraunen Teint hatte, wie die übrigen dem sterblichen Auge sichtbaren Theile des reizenden Körpers, blickte verstohlen unter der neidischen Decke hervor.

Don Pancrazio bemerkte auch diesen Verstoß gegen die Etiquette, wagte jedoch nicht, ihn zu corrigiren, denn wie leicht hätte da-

durch der sanfte Schlummer der holden Gattin gestört werden können. Daß sie aber es sich ganz wohl sein ließ in den Armen des freundlichen Morpheus, das konnte er nicht allein sehen, sondern auch sehr deutlich hören, denn aus ihrem großen, weit geöffneten Munde ertönte ein süßer Wohlklang, ähnlich dem schwermüthigen Knarren eines ungeschmierten Wagenrads oder dem melodischen Tone, welcher das jähe Zerreißen eines Stückes starken Tuches hervorbringt.

Es gab aber Leute, die weniger galant waren und weniger Rücksicht auf den Schlummer der Donna Laura nahmen.

Don Pancrazio war bereits wieder fest eingeschlafen, als die an seiner Seite ruhende Schöne durch Pferdegetrappel und anderes lautes Geräusch auf der ungepflasterten Straße geweckt wurde.

Sie rief den Gatten, der erwachend sich schnell umdrehte, und machte ihn auf den ungewohnten Lärm aufmerksam.

„Verzeihung, Donna Laura,“ erwiderte

dieser noch schlaftrunken, „es werden wohl des Nachbars Knechte sein, welche die Maulthiere zur Tränke führen."

„Nein, nein, Don Pancrazio, Ihr irrt Euch," war die Antwort, „das ist etwas Anderes. Steht schnell auf und sehet nach."

„Wenn Ihr meint, Donna Laura," sagte der Bürgermeister, „will ich aufstehen und nachsehen, denn Euer Wunsch ist mir Befehl."

Ehe Don Pancrazio aber den ungern gefaßten Vorsatz ausführen konnte, ward mit starken Schlägen an die Thür des Hauses geklopft.

Er beeilte sich daher, warf den Schlafrock schnell über und öffnete dann das Fenster, indem er in barschem Tone fragte, weshalb man ihn so früh schon störe.

„Seid Ihr der Bürgermeister?" fragte eine kräftige männliche Stimme auf der Straße.

„Ja, ich, Don Pancrazio, bin der Bürgermeister. Was wollt Ihr, wer seid Ihr?"

„Das werdet Ihr sogleich erfahren, aber erst öffnet und laßt uns ein."

„Das geht nicht so, meine Herren, jetzt bin ich nicht zu sprechen...“

„Zum Teufel, macht keine Umstände, oder wir schlagen die Thür ein!“

„Was, Gewalt wollt Ihr brauchen, wißt Ihr, wer mit Euch spricht, wen Ihr aus dem Schlummer stört?“

„O ja, einen alten Narren klopfen wir aus den Federn!“

„Was, Ihr schimpft, scheert Euch zum Henker!“

„Ja, ja, den müssen wir auch haben... aber jetzt öffnet endlich oder der Teufel soll Euch in die Perrücke fahren!“

„Wie Ihr befehlt,“ antwortete nun in höflicherem Tone Don Pancrazio und fuhr zu der Gemahlin gewendet fort, die aufrecht im Bette saß und sehr verdrießlich über die unerwünschte Störung ihrer Morgenruhe war: „Ach Donna Laura, das sind gewiß vornehme Herren, vielleicht Commissarien Sr. Majestät des Königs, denn sie sind entsetzlich grob gegen mich, auch wollen sie den Henker haben,

und den können doch nur vornehme Leute brauchen!"

Unterdessen hatte auf Befehl des Bürgermeisters der alte Diener des Hauses, der zugleich die Stelle eines Alguazils bei der Stadt bekleidete, die Hausthür geöffnet. Er führte die beiden fremden Herren in das Prunkzimmer und bat, sie möchten hier so lange verziehen, bis sich der Herr Bürgermeister würde angekleidet haben.

„Unsinn," rief einer der Männer, „dazu haben wir keine Zeit. Sage Deinem Herrn, er solle herkommen, wie er ist — oder noch besser, führe uns schnell in sein Schlafgemach, so wird noch weniger Zeit verloren!"

„Aber, meine Herren...!"

„Gehorche, oder Du bist des Todes!" rief zornig der Fremde, indem er eine große Reiterpistole unter dem Mantel hervorzog.

Zitternd und bleich führte der Diener die Fremden nach dem Schlafzimmer des bürgermeisterlichen Ehepaares. Ohne alle Umstände traten die Männer ein, mußten aber selbst trotz

ihres Ernstes und ihres finsteren Aussehens laut lachen, als sie den ziemlich corpulenten Bürgermeister in tiefem Nachtcostüm mit dem Rasiermesser in der Hand vor dem Spiegel stehen sahen, während Donna Laura laut aufschrie und ihr schönes Haupt unter der Decke ihres keuschen Ehebettes barg.

„Genirt Euch nicht, edler Don Pancrazio," sagte der Erste der Fremden, „wir haben wenig Zeit und müssen unser Geschäft mit Euch kurz abmachen."

„Aber, meine Herren," antwortete zitternd und mit schlecht verhehltem Aerger der Bürgermeister, „das ist doch keine Art, das ist gegen allen Anstand und Etiquette, hier in unser Schlafgemach einzudringen, hier, wo meine Gemahlin, Donna Laura, aus dem alten und edlen Geschlecht der Marquis von Pimpelino noch im Bette liegt....!"

„Noth kennt kein Gebot und auch keine Etiquette," war die Antwort, „übrigens was Donna Laura de Pimpelino im Nachtcostüm und Bette betrifft, so macht Euch darüber

keine Sorge: sie ist sicher vor uns, und schauderhafte Anblicke sind für uns keine Seltenheiten!"

Kaum hatte der Fremde diese Worte gesprochen, so erschien Donna Loura's imponirende Nase über dem weißen Linnen des Bettes und ihre tiefe und durchdringende Stimme rief:

„Ihr seid ein ungeschlachter Grobian... und solche Beleidigung rächt Ihr nicht, Don Pancrazio?"

„Das Erstere ist wohl möglich," erwiderte der Fremde lachend, „und wenn Don Pancrazio Genugthuung von mir verlangt, so stehe ich zu Diensten. Jetzt aber zum Geschäft. Ihr, Herr Bürgermeister, werdet sofort einen Priester und den Henker holen und einen Galgen nebst Zubehör auf dem Platze hier vor dem Hause aufschlagen lassen..."

„Aber um Gottes Willen, zu was das Alles... wer seid Ihr, das Ihr so etwas von mir begehren könnt?" fragte der Bürgermeister.

„So wißt denn, ich bin Hernani... meine Leute haben Euer Nest umzingelt, Ihr seid in meiner Gewalt, denn keine Maus kann mehr aus der Stadt entwischen!"

Ein Ausruf des Schreckens und Entsetzens war die Antwort.

„Es soll Euch nichts Böses geschehen, wenn Ihr buchstäblich meine Befehle befolgt. Auch schafft zwei lüderliche Dirnen herbei, ich bedarf ihrer!"

„Gestrenger Herr," rief der Bürgermeister „wie könnt Ihr nur so etwas von mir fordern und in Gegenwart der Donna Laura!"

„Macht keine Umstände, Ihr werdet wohl ein Paar solcher Geschöpfe auftreiben... oder Ihr wollt mir doch nicht etwa weiß machen, daß Eure Stadt ein Nonnenkloster sei! Also sputet Euch... ein Theil meiner Leute wird Euch behülflich sein."

Die Räuber nahmen nun Don Pancrazio zwischen sich, empfahlen sich höflich grüßend der Donna Laura und entfernten sich dann mit dem Stadt-Oberhaupt.

Die Schreckenskunde von dem Ueberfall der gefürchteten Räuberbande hatte bereits die Bürger aus den Federn getrieben. Sie schauten aus allen Fenstern heraus, wagten sich aber nicht auf die noch leeren Straßen.

Hernani gab auf dem Marktplatze ein Zeichen mit dem Horn, das er am Gürtel trug, und alsbald marschirte ein Haufe Banditen in die Stadt.

Auf Befehl ihres Hauptmanns waren die Räuber den Stadtknechten beim Aufschlagen des Galgens behülflich. In Zeit von kaum einer halben Stunde war das düstere Werk beendet; der Priester war aus einem Kloster geholt worden, der Henker stand bereit, die gewünschten Priesterinnen der Venus vulgivaga waren ebenfalls herbeigeschafft.

Nach drei langgezogenen Hornsignalen, die Hernani nun gab, sahen die Bürger von Mequinenza, wie sich ein stattlicher Zug von Reitern und Fußgängern durch die Hauptstraße bewegte.

Den Anfang machte ein von Jose geführter Trupp von Banditen zu Pferde; inmitten

dieser Reiter ward der Delinquent, Don Gil Sanchez, auf einem Maulthiere verkehrt reitend geführt, darauf kam eine Abtheilung Räuber zu Fuß, der die gefangenen Herren und Damen mit ihren Dienern ebenfalls beritten folgten. Lange Reihen von Banditen zu Fuß und abermals ein Trupp Reiter schlossen den Zug.

Nachdem diese seltsame Procession auf dem Marktplatze angekommen war und nach den Befehlen Hernani's ein Jeder seine ihm angewiesene Stellung eingenommen hatte, auch die Bürger sich zahlreich eingestellt und viele von ihnen mit ihren Frauen, unter denen sich auch Donna Laura in schwerem Putz befand, die Fenster des Platzes besetzt hatten, ward Don Gil Sanchez unter den Galgen geführt. Hier erhielt er vom Priester die heiligen Sterbesacramente.

Nachdem diese heilige Handlung vollzogen war, rissen die Henkersknechte dem Unglücklichen den Orden des goldenen Bließes von dem Halse, dann banden sie ihn auf eine dazu bereit stehende Bank und die beiden lüderlichen

Dirnen mußten ihm fünf und zwanzig Ruthenstreiche geben.

Mit Grauen und Entsetzen sahen die gefangenen Herren und Damen, sowie die Zeugen dem Verlauf der Execution zu.

Als aber der Henker dem Opfer von Hernani's Rache die hänfene Schlinge um den Hals legte, da stürzte noch einmal Don Gil Sanchez auf die Knie nieder, streckte die Hände nach dem kalt und ernst dastehenden Räuberhauptmann aus und rief:

„Gnade, Gnade!“

Derselbe Ruf ertönte aus den Reihen der gefangenen Herrschaften und der Bürger.

Hernani aber wendete sich zu dem Delinquenten und sprach ernst und fest:

„Du weißt also, wie schrecklich der Tod durch Henkershand ist, und dennoch hast Du meinen Vater auf dem Schaffot unschuldig sterben lassen, dennoch hast Du meine Mutter und mich dem Elend preisgegeben? So fühle nun auch alle Qualen eines ehrlosen Todes mit der Aussicht auf eine ewige Verdammniß

im Jenseits! In wenig Augenblicken stehst Du vor Deinem höchsten Richter . . . dort rechtfertige Dich, wenn Du es kannst, dort rufe um Gnade, die Du selbst nie geübt . . . ich aber gebe Dir den Fluch einer unglücklichen Gattin und Mutter, eines Sohnes, den Du zu einem Verbrecher machtest, mit in die Ewigkeit . . . und solch' einen Fluch wird Dir, das soll mein tägliches Gebet sein, selbst Gott nicht wieder abnehmen . . .! Auf, Henker, thue Deine Pflicht!"

Der Henker riß den Knieenden empor, der Strick ward angezogen und bald schwebte der stolze Grand von Spanien zwischen Himmel und Erde. Nur wenige Zuckungen und er war hinüber gegangen, von woher es keine Rückkehr mehr giebt . . .

Während die Räuber jubelten und die Andern noch sprachlos vor Entsetzen dastanden, ritt Hernani auf seinem schwarzen Roß vor den Galgen hin und rief:

„Jetzt, meine Herren und Damen, zieht ungestört Eures Weges . . . Ihr seid Zeugen

dieses gerechten Gerichtes gewesen. Ihr Granden von Spanien und Ihr Bürger von Mequinenza, geht nun hin zu Eurem Könige und erzählt ihm, wie Gott und die heilige Jungfrau durch meine Hand straften, wie Hernani unschuldig vergossenes Blut rächt!"

Von Entsetzen und Grauen erfüllt, aber Racheschwüre auf den Lippen, wendeten die vornehmen Herren und Damen ihre Thiere und verließen den Schauplatz dieser unerhörten That eines Räubers.

Als sie die Stadt verlassen hatten, schickten sich auch die Banditen zur Rückkehr in ihre Berge an, nachdem sich Hernani bei dem Bürgermeister und dessen Gattin bestens empfohlen, auch ihnen versichert hatte, daß er aus Dank für die geleisteten, wenn auch unfreiwilligen Dienste, dafür sorgen würde, daß weder der Stadt Mequinenza noch einem ihrer Bürger jemals von ihm und seiner Bande etwas Uebels begegnen solle.

Den Henker und dessen Knechte, sowie die beiden Dirnen beschenkte er reichlich.

Als er an der Spitze seiner dreitausend Mann starken Bande schweigend aus der Stadt ritt, sagte der neben ihm reitende Jose zu ihm:

„Aber Hauptmann, Du bist ja so ernst und still, nachdem Du eine so gerechte That ausgeführt hast!“

„Es ist eine der wichtigsten Handlungen meines Lebens gewesen,“ erwiderte Hernani düster, „ich fühle, daß ich damit das letzte Band, das mich noch an die Menschheit fesselte, vernichtet habe . . . mein Schicksal ist heute in Gottes ewigem Himmel entschieden worden . . .“

„Du hast nur gethan, was Du geschworen . . . und bei des Teufels erstem Fallkinde, es war ein Spaß, wie er nicht wieder vorkommt!“

III.

In dem Palaste des Don Ruy Gomez de Silva zu Saragossa hatte sich eine zahlreiche und aus den ersten Adelsfamilien in der Stadt auserlesene Gesellschaft versammelt. Die Säle des Palastes waren glänzend erleuchtet, ebenso die an der Rückseite des großen Gebäudes befindliche Veranda, die bei dem prachtvollen Sommerabend vorzugsweise von den Gästen aufgesucht ward.

Die glänzende Gesellschaft war geladen worden zur Feier der Verlobung des Herrn des Hauses, Don Ruy Gomez, Herzog von Silva, mit seiner schönen Nichte Donna Sol de Silva.

Jeden Augenblick erwartete man den Eintritt des verlobten Paares, der sich jedoch

ungewöhnlich lange verzögerte, so daß unter den Anwesenden schon einige Bemerkungen darüber fielen; war es doch gegen alle Sitte und allen Anstand, den ganzen Adel von Saragossa so lange warten zu lassen.

Endlich öffneten sich die Flügelthüren in dem großen Empfangssaal, wohin sich die Gesellschaft auf ein Zeichen des Majordomo begeben hatte, und es erschien der Herzog, Donna Sol an der Hand führend, gefolgt von einigen Verwandten des Hauses und der Duenna der Braut, der schon etwas bejahrten Donna Josepha Duarte.

Don Guy Gomez war ein großer stattlicher Mann mit bereits ergrautem Haar und Bart. In seinem äußeren Auftreten zeigte sich die ganze, dem hohen Adel Spaniens eigenthümliche Grandezza; der Ausdruck seines Gesichts war ehrfurchtgebietend und ernst, doch verriethen seine glühenden schwarzen Augen tiefe Leidenschaft und tiefes Gefühl und sagten deutlich, daß sein Herz trotz der grauen Haare seines Hauptes noch in jugendlichem

Feuer schlug, während der Ausdruck tiefer Schwermuth dem schönen Greisenkopf ein erhöhtes Interesse gab.

Wie der blühende Frühling neben der stillen Majestät des Winters erschien Donna Sol an der Seite ihres greisen Oheims, dem sie nach dem Rathschlusse der Familie die Hand zum ehelichen Bunde reichen sollte, damit die großen Güter der Herzöge von Silva nicht zersplittert würden. Donna Sol de Silva zählte vierzehn Jahre, war aber bereits, wie das bei den Spanierinnen in der Regel, eine vollständig aufgeblühte Frühlingsblume. Ihre schlanke Gestalt, ihr fein geschnittenes Gesicht, ihre großen schwarzen Augen, das dunkele bläulich-schwarze Haar, das in schönen natürlichen Locken über den blendend weißen Nakken herabfiel, das Alles machte Donna Sol zu einer vollendeten Schönheit.

Und dennoch war dieses schöne Mädchen unglücklich. Es sagte das der tiefste Ernst in dem schönen, bleichen Gesicht, von dem wohl nur der Schmerz über die Aussicht auf ein

verfehltes Leben die Rosen der Jugend vertrieben hatte.

Man begrüßte und beglückwünschte von allen Seiten das ungleiche Paar, bis endlich Don Ruy Gomez also zu seinen Gästen sprach:

„Wir müssen unserem aufrichtigen Danke für Eure Glückwünsche, edle Dons und Donna's, eine Entschuldigung wegen unsers späten Kommens hinzufügen. Ihr Alle wißt, daß Donna Sol, meine schöne Braut, heute erst von ihrem Landsitze nach Saragossa gekommen ist. Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, ehe sie die Stadt erreicht hatte. Da ward ihre Sänfte plötzlich unweit der Stadt von Banditen des schrecklichen Hernani angefallen. Die Diener der Donna setzten sich zwar zur Wehre, allein sie mußten der Ueberzahl der Räuber weichen. Donna Sol glaubte sich verloren, denn schon hatten sich die Bösewichter der Sänfte bemächtigt, um sie mit der schönen Beute in die Berge zu entführen, da kamen plötzlich zwei Cavaliere auf

ihren Pferden die Straße daher galoppirt. Einer derselben rief, das Schwert in der Faust, den Räubern die Worte zu: „Zurück, Ihr Schurken, oder mein Schwert macht jeden von Euch zur Leiche!“ Die Banditen flohen, die fremden Cavaliere aber geleiteten Donna Sol und Donna Josefa, ihre Duenna, bis an die Thore der Stadt, wo sie, die Donna höflich grüßend und ohne ihren Namen zu nennen, schnell in einer Seitenstraße verschwanden.“

„Die Frechheit dieser Banditen ist unerhört,“ rief Don Ricardo, ein junges kleines und dürftiges Männchen, mit hoher und dünner Stimme; „die junge Ritterschaft Aragoniens sollte einen Kreuzzug gegen dieses Scheusal unternehmen!“

„Der König wird Hernani's Uebelthaten zu strafen wissen,“ versetzte Don Ruy Gomez, „ich aber bedaure, die Namen der ritterlichen Herren nicht zu kennen, die meine Braut aus den Händen der Räuber retteten. Ich würde die Cavaliere als meine besten Freunde umarmen, sie königlich belohnen.“

In diesem Augenblicke trat der Majordomo ein und meldete Don Gusman de Lara und zwei fremde Herren.

Die Herren erschienen im Saal und Don Gusman stellte seine Begleiter mit den Worten vor:

„Se. Excellenz, der Herr Marquis de Solanges, außerordentlicher Gesandter Sr. allerchristlichsten Majestät, des Königs Franz I. von Frankreich an Se. katholische Majestät, den König Don Carlos von Spanien — Herr Vicomte de Villeneuve, Gesandtschafts-Attaché Sr. Excellenz.“

Don Ruy Gomez empfing die französischen Gäste mit aller der Achtung, die ihrem Range gebührte und aller der Würde eines Herzogs de Silva. Kaum aber hatte Donna Sol zu den fremden Herren aufgeblickt, als sie rief:

„Sehe ich recht, er ist mein Retter!“

„Wahrhaftig, beim heiligen Joseph, meinem Schutzpatron, das sind die Herren, die

uns von den verfluchten Banditen befreiten!" rief auch Donna Josefa Duarte.

"Wie, ist es möglich, Ihr, meine Herren, waret es, die Ihr mir und meinem Hause diesen wichtigen Dienst geleistet habt," rief Don Ruy Gomez, "so erlaubt, daß ich Euch als meine Freunde in die Arme schließe!"

"Ihr beschämt uns, edeler Herzog, sagte mit etwas fremdartig klingendem Dialect der Marquis de Solanges, als ihn Don Ruy Gomez umarmte, und verzeiht, wenn wir es nicht vermögen, in wohlgewählten Worten unsern Dank für eine so überraschend freundliche Aufnahme auf spanischem Boden auszudrücken; wir sind Soldaten, im Lager und im Felde aufgewachsen, wenig gewöhnt an die Sprache der Höfe, denn nur selten hatten wir Zeit, an den Pariser Hof zu kommen, und wenn das geschah, so sprach unser ritterlicher König stets mit uns, wie ein Soldat mit dem andern."

Das äußere Ansehen der französischen Herren entsprach ihrem Stande. Beide waren

schlank und kräftig gebaute Gestalten mit scharf markirten Zügen und von der Sonne gebräunten, jedoch ausdrucksvollen Gesichtern, ihre Augen blickten kühn, der Ausdruck ihrer Züge war der der Tapferkeit und Energie. Eine besonders in die Augen fallende schöne männliche Erscheinung war die des Marquis de Solanges, der sich übrigens auch mit großer Leichtigkeit und Eleganz in dem feinen französischen Hofkleide zu benehmen wußte.

„Die Sprache der biederen Freundschaft wird überall verstanden,“ erwiderte Don Ruy Gomez auf die vorige Rede des Marquis, „auch giebt es wohl Niemanden, der den tapferen Krieger höher achtet, als ich, der ich selbst oft genug das Schwert für Spaniens Macht und Ruhm geführt habe. Auch meine schöne Braut, Donna Sol de Silva, wird ihre Retter um so höher achten, da sie Krieger eines großen Königs und Volkes sind.“

„Wie,“ rief der Marquis betroffen, „die Donna ist Eure Braut?“

„Allerdings, und heute, eben jetzt wird

unsere Verlobung gefeiert... Ihr seid wahrlich nicht die am wenigsten willkommenen Gäste bei diesem Feste."

Der Vicomte de Villeneuve, der schon bisher der Donna Duarte einige bedeutungsvolle Blicke zugeworfen hatte, die auch durchaus nicht unerwidert blieben, näherte sich ihr und sagte:

„Seid Ihr auch erst — ich wollte sagen schon Braut, schöne Donna?"

„Ach nein, bis jetzt noch nicht, bin es auch nie gewesen, hätte es aber einmal beinahe werden können," erwiderte mit einem zierlichen Knix und die Augen verschämt niederschlagend Donna Josefa, die bereits den Grad der Volljährigkeit erreicht hatte, bei dem man einer Jungfrau schon mit gutem Gewissen das Amt einer Duenna anvertrauen kann.

Während der Vicomte sich noch weiter mit Donna Josefa unterhielt, verwandte der Marquis kein Auge von der schönen Braut des Herzogs, auf deren Wangen seit dem Eintritt der Franzosen das schönste Roth und die

blühendste Frische der Jugend zurückgekehrt war.

„Seid Ihr sonst auf Eurer Reise durch Aragonien nicht von dem berüchtigten Hernani belästigt worden?“ fragte Don Gusman de Lara den Marquis.

„Nein, nicht im Geringsten ... wer ist dieser Hernani?“

„Ein kühner Bandit, der in unseren Gebirgen sein Wesen treibt,“ erwiderte Don Ruy Gomez; „die Strauchdiebe, aus deren Händen Ihr Donna Sol befreit habt, gehörten ohne Zweifel ebenfalls zu seiner Bande.“

„O er ist ein Scheusal,“ nahm nun Don Ricardo das Wort, „ein Sohn des Teufels, ein blutdürstiges Ungeheuer...“

„Sein Aeußeres ist schon furchtbar,“ rief eine ältere Dame, „er ist von Gott gezeichnet, sieht schwarz aus wie ein Mohr, hat ein Gesicht wie eine Hyäne, dabei ist er verwachsen und schwach und feig, denn er wagt nie einen offenen Kampf, den müssen seine Leute ausfechten, er selbst lechzt blos nach dem Blute

der Gefangenen, die er mit entsetzlichen Martern selbst ermordet."

„Die Beschreibung ist allerdings nicht sehr empfehlend," meinte lächelnd der Marquis, „aber sie ist gewiß ganz treffend, denn da Ihr ihn so genau kennt, schöne Donna, so habt Ihr ihn auch ohne Zweifel selbst gesehen."

„Gott und die heilige Jungfrau schütze mich! was glaubt Ihr, ich sollte diesen Unhold gesehen haben und noch lebend vor Euch stehen!"

„Es ist nicht gar so schlimm, wie die edle Dame meint," sagte einer der Herren aus der Gesellschaft, „ich und noch mehrere Herren und Damen aus Saragossa haben noch kürzlich das Vergnügen gehabt, den berüchtigten Räuberhauptmann persönlich kennen zu lernen, denn wir waren seine Gefangenen und, wie Ihr seht, leben wir noch. Hernani ist sogar ein sehr hübscher und artiger Mann, über den wir uns in weiter nichts beklagen können, als daß er uns unsere Börsen abnehmen ließ und uns zwang, einer von ihm angeordneten Hin=

richtung beizuwohnen. Ihr selbst, Herr Marquis, habt sogar eine entfernte Aehnlichkeit mit ihm."

„Sehr schmeichelhaft für mich," erwiderte ironisch der französische Gesandte.

„Ich bitte, gnädiger Herr, nicht zu vergessen, daß ich gesagt habe, Hernani sei ein hübscher Mann," sagte nicht ohne Verlegenheit der Herr.

„Aber gräuliche, gräuliche Frevel hat er begangen, die zum Himmel stinken und Gottes Zorn auf ihn und seine verruchte Bande herabbeschwören," rief mit kreischender Stimme ein wohlbeleibter Prälat, die feisten Hände wie beim Predigen emporhebend und sie dann über sein rundes Bäuchlein zusammenfaltend, „für ihn wird die Hölle ganz besonders stark geheizt werden und alle Bäume des Gebirgs von Aragonien werden nicht ausreichen zu dem Feuer, in dem er durch tausend und abertausend Millionen von Jahren seine Sünden büßen muß!"

„Nun jedenfalls wird er dabei die Finger

nicht erfrieren und den Magen sich nicht erkälten können," sagte der Marquis.

Die meisten Herren und Damen lächelten über diesen derben Scherz, denn ein wirkliches Lachen verträgt sich nicht mit spanischer Grandezza. Viele von ihnen waren aber auch betroffen und entrüstet über die leichtsinnige Aeußerung des Franzosen. Dieser bemerkte das und sagte deshalb:

„Verzeihung, meine Herrschaften, für mein unbedachtes Wort, rechnet es einem Soldaten nicht zu hoch an!"

„Ihr wißt nicht, Herr Marquis," nahm der anfänglich verdutzt dastehende Prälat wieder das Wort, „was der Bösewicht erst kürzlich gethan hat. Eine ganze Gesellschaft von vornehmen Herren und Damen hat er eingefangen, einen reichen und angesehenen Mann von dieser Gesellschaft, den edlen Don Gil Sanchez, hat er herausgenommen, ihn in eine finstere Höhle geschleppt, ihn dort mit entsetzlichen Qualen gemartert, ihm die Zunge herausgeschnitten. Dann aber hat er eine Stadt

überfallen, die ganze Gesellschaft dorthin geführt, die Behörden gezwungen, ihm willfährig zu sein und dann den edlen Don Gil Sanchez, der bei Sr. Majestät in hohem Ansehen stand, auspeitschen und durch den Henker aufhängen lassen."

„Das ist ja ein entsetzlicher Mensch," rief der Marquis, „aber weshalb hat er denn gerade Don Gil Sanchez so arg tractirt?"

„Das weiß Niemand," erwiderte Don Ruy Gomez, „jedenfalls wird ihn Don Gil einmal sehr beleidigt haben."

„Wie kann ein solcher Beutelschneider von einem Grand von Spanien beleidigt werden!" meinte Don Ricardo in wegwerfendem Tone.

„Da habt Ihr vollkommen Recht," sagte lächelnd der Marquis; „aber was würdet Ihr wohl thun, wenn Euch ein solcher gemeiner Beutelschneider, wie Hernani, beleidigen würde?"

„Er könnte mich gar nicht beleidigen," entgegnete stolz Don Ricardo, „und wenn er

sich an mich wagte, würde ich ihn mit Verachtung strafen."

„Waret Ihr es aber nicht," fragte mit einem leisen Anflug von Spott Don Ruy Gomez, „der die Ritterschaft Aragoniens zu einem Kreuzzuge gegen den Banditen aufrufen wollte?"

„Allerdings," erwiderte Don Ricardo.

„Wirklich, das wollt Ihr?" rief der Marquis mit einem durchdringenden Blicke auf Don Ricardo, dem ganz unheimlich bei diesem Blicke wurde und der fühlte, wie all sein Blut aus seinen Wangen entwich. „Nun," fuhr der Marquis fort, „dann zweifle ich nicht mehr, daß Hernani's letztes Stündchen bald schlagen wird, wenn Ihr seine Vernichtung beschlossen habt!"

Don Ricardo's Begriffe reichten nicht so weit, um genau zu unterscheiden, ob der Marquis das im Ernst meine, oder sich einen Scherz mit ihm erlaubte. Auf jeden Fall hielt er es aber für besser, das Erstere anzunehmen.

Die Gesellschaft ward endlich durch die

Töne der Musik daran erinnert, daß es Zeit zum Balle sei.

Bald bewegten sich die tanzenden Paare in den beiden Prachtsälen des Palastes auf und ab.

Der Marquis von Solanges hatte die schöne Braut des Don Ruy Gomez nicht aus den Augen verloren; er hatte auch bereits einige leise Worte mit dem Vicomte gewechselt, der sich nun noch eifriger, als vorher, mit der Donna Josefa zu schaffen machte, und in der That bald so große Fortschritte in ihrer Gunst gethan hatte, daß ihm die redselige alte Jungfer, die er auf die jetzt leere Veranda gelockt hatte, alle Verhältnisse de Familie mittheilte, ihm auch sagte, wie unglücklich die schöne Donna Sol sei, ihm selbst schließlich noch ein Rendezvous nach Beendigung des Festes im Garten bewilligte und auf sein Bitten auch noch versprach, ihr Fräulein mitzubringen, denn allein wollte sie doch nicht ihr Ehre einem fremden Manne anvertrauen.

Bei dem Tanze mit Donna Sol hatte der

scharfe Blick des Marquis bald bemerkt, daß das schöne junge Mädchen recht wohl fühlte, wie sie und ihr Glück nur den Familieninteressen zum Opfer gebracht werden solle, er fühlte, wie ihre kleine zarte Hand in der seinigen bebte, wie ihr alles Blut nach den Wangen stieg, wie sich ihr schneeweißer Busen hob, wie das Feuer ihrer großen schwarzen Augen blitzte, wenn er zu ihr sprach.

Der Marquis war ein ernster, fast etwas rauher Mann, keineswegs einer jener faden Gecken, die da glauben, eine jede Dame, der sie sich nähern, müsse auch sofort Feuer fangen — aber er fühlte an dem tiefen und großen Eindruck, den er von dieser reizenden Erscheinung empfangen, daß auch er dem jungfräulichen Herzen der Donna Sol schon nicht mehr gleichgültig war. . . .

IV.

Das Fest der Verlobung des Don Ruy Gomez de Silva mit seiner Nichte Donna Sol de Silva war beendet, die letzten der Gäste hatten sich entfernt, die Diener des Hauses waren unter dem Befehl des Majordomo beschäftigt, die verschiedenen Speise- und Trinkgeschirre zu ordnen und fortzutragen, die Tische und Stühle wieder an ihre gewöhnlichen Plätze zu stellen. Auch die Musikanten, welche bei dem Feste aufgespielt hatten, verließen den Palast, eine Kerze nach der andern verlosch, bis die weiten Säle ganz dunkel wurden.

Endlich hatte sich Alles im Palast zur Ruhe begeben, nur durch die Fenster der Zimmer, die Donna Sol mit ihrer Duenna,

Donna Josefa Duarte bewohnte, drang noch ein Lichtschimmer hinter den großen bunten Vorhängen hervor.

Als die Damen das rauschende Fest verlassen und sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatten, sprach Donna Josefa noch viel von den französischen Herren und fragte endlich auch die Herrin, wie ihr die Fremdlinge gefallen hätten.

„Es sind recht artige und galante Herren," meinte Donna Sol, „und gar nicht wie unsere steifen und gezierten Dons; sie bewegen sich so leicht und frei und sind dennoch höchst fein und liebenswürdig — besonders der Marquis."

„Gewiß," erwiderte Donna Josefa, „aber der Vicomte ist doch auch ein gar zu allerliebster Mann, zwar ein wenig keck und ohne viele Umstände, aber Ihr müßt wissen, das haben wir Mädchen an den Männern gern, wenn sie nur nicht unbescheiden werden, und das ist der Vicomte nicht!"

„So, meinst Du?" fragte lächelnd Donna

Sol, während ihr Josefa beim Ablegen ihres Ballstaates und bei dem Anziehen eines reizenden Negligés behülflich war.

„Ei ja wohl, und ich glaube, auch Euch hat es der schmucke Marquis angethan.“

„Wie kannst Du nur so etwas denken,“ sprach erröthend Donna Sol, „vergiß nicht, daß ich die Braut des edlen Don Ruy Gomez bin.“

„I Du mein Gott, „was schadet denn das! ein hübscher schmucker Soldat, wie der Herr Marquis oder wie der Herr Vicomte, gefällt uns Mädchen stets besser, als so ein höchst ehrwürdiger, aber auch alter Herzog!“

„Was sind das für schlimme Reden, Duenna?“

„Ja, ja, ich lasse mir es nicht ausreden, auch Euch ist der Herr Franzose lieber, als Euer ehrwürdiger Ohm . . . ich habe das an mir selbst erfahren, denn ach, der Vicomte hat mir mein Herz klopfen gemacht, wie ich es nie empfunden habe!“

„Dir, Dir, Donna Josefa!" rief lachend Donna Sol.

„Ja lacht Ihr nur, ich weiß, was ich weiß," antwortete fast gekränkt die Duenna; „ich kann es Euch wohl vertrauen — ich habe ebenfalls einen bedeutenden tiefen Eindruck auf das Herz dieses Jünglings gemacht!"

„Du hast einen Eindruck gemacht — und woher weißt Du denn das?" fragte immer noch lachend die Donna.

„Er hat es mir selbst gesagt," entgegnete verletzt Donna Josefa, „ja er hat mir draußen auf der Veranda seine Liebe erklärt ... es ist aber sehr unrecht von Euch, Donna Sol, daran zu zweifeln, daß ich noch Eroberungen machen kann; an Eurer Eroberung des Herzens des Marquis habe ich keinen Augenblick lang gezweifelt!"

„Nun, nun, sei nicht bös, liebe Freundin," beruhigte Donna Sol die erzürnte Duenna, „ich bin ein muthwilliges Ding und scherzte nur, ich sehe ja, daß Du ein ganz liebenswürdiges und immer noch schmuckes Mädchen

bist . . . Aber nun sage mir, glaubst Du denn wirklich, daß der Marquis . . . daß ich ihm gefallen habe?“

„Ob ich es glaube? nein, ich weiß es, denn auch das hat mir mein süßer Geliebter, sein Freund, schon gesagt!“

Donna Sol wendete sich erröthend ab, ihr voller Busen hob sich in starkem Wellenschlag unter dem feinen weißen Stoff des Negligé's.

„Mir ist so schwül hier in dieser dumpfen Stubenluft,“ sagte sie abbrechend, „laß uns kurze Zeit hinausgehen in den Garten, die Nacht ist so schön!“

„Ach ja,“ rief Donna Josefa, froh, daß die Herrin selbst das wünschte, was sie ihr eben vorschlagen wollte, aber noch nicht recht wußte, wie sie es anbringen könne.

Die Damen traten durch eine große Glasthür in Donna Sol's Zimmer, hinaus auf eine Terrasse, die nach dem weitläufigen parkähnlichen Garten führte.

Donna Josefa führte die Herrin durch einen nicht allzulangen Laubengang auf ein kleines von hohen Bäumen beschattetes rundes Plätzchen, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befand, und an dessen Seiten einige Steinbänke standen.

Die Nacht war wunderschön, aus tausend Blüthenkelchen strömten süße Wohlgerüche aus, die Sterne glänzten in ruhigem planetarischem Lichte an dem tiefdunkeln südländischen Himmel, in der Ferne flötete eine einsame Nachtigall ihr süßes Lied, der Wasserstrahl der Fontaine plätscherte mit harmonischem Geräusch in das Bassin herab.

Schwermüthig blickte Donna Sol auf die Schönheiten der Natur und auch das gutmüthige Geschwätz der Duenna vermochte nicht sie zu zerstreuen. Sie fühlte in diesem Augenblicke zu schwer, daß die Blüthe ihres Lebens nur dazu bestimmt war, das Herz eines Greises zu beleben und zu erfrischen, sie fühlte das Verfehlte ihres irdischen Daseins und beneidete das geringste Landmädchen auf ihren

Gütern, das frei wählen, das dem Zuge des Herzens folgen durfte.

Da hörten die Frauen plötzlich ein Geräusch wie von vorsichtigen Fußtritten in dem Gebüsch. Sie horchten auf, Donna Josefa voll freudiger Erwartung, Donna Sol ängstlich und erschrocken.

Ein Paar männliche Gestalten, in dunkele Mäntel gehüllt, traten aus dem Gebüsch auf die Frauen zu.

Donna Sol erhob sich und wollte fliehen, während die Duenna den Männern entgegeneilte und bald den Liebling ihres alternden, aber noch immer den süßen Regungen der Liebe zugänglichen Herzens herausfand.

„O fliehet nicht, schöne Donna," sagte einer der Männer, die Hand der Donna Sol erfassend, „flieht nicht, gönnt mir nur einen kurzen Augenblick lang Gehör!"

„Was wollt Ihr von mir, Herr Marquis," entgegnete bebend Donna Sol, denn sie hatte den sie Anredenden an der Stimme erkannt;

„vergeßt Ihr, daß ich die Braut meines Oheims bin?“

„O könntet Ihr das vergessen, könntet Ihr diese Bande zerreißen, die Euch an das welke Herz eines alten Mannes knüpfen sollen, den Ihr doch nie lieben könnt!“

„Ich verehre und liebe meinen Oheim, er ist ein würdiger, edler Mann!“ erwiderte ernst Donna Sol.

„Gewiß ist er das und Ihr sollt und müßt ihn als solchen verehren und lieben . . . aber der Jugend, der feurigen innigen Liebe, wie sie in meinem Herzen für Euch lebt, gehört Euer Dasein an . . . Soll so viel Reiz und Schönheit für die wahre heiße Liebe der Jugend verloren sein . . . kann Euch der Mann, dem Euch die Convenienz verbunden, diese wahre und einzige Liebe gewähren . . .?“ O Donna Sol, als ich Euch zum ersten Male sah, heut Abend, als ich in den Saal trat und Euch an der Seite Eures Oheims erblickte, da fühlte ich die ganze Macht der Liebe, da rief eine innere Stimme mir zu: „das ist das

himmlische Wesen, das Gott Dir bestimmt hat . . ."

„Laßt mich, Herr Marquis, ich darf solche Worte nicht hören . . . Ihr sprecht sehr kühn . . . o mein Gott, was soll ich thun . . . !"

„Hört auf den Ruf Eures Herzens, Eures warmen jugendlichen Bluts . . . wollt und könnt Ihr dem Willen und der Bestimmung der Vorsehung entgegen handeln! O, Ihr wißt nicht, könnt es nicht wissen, welches große Werk Euch Gott in die Hand gegeben hat, als er Euch als den Engel des Lichts mir in meinem dunkeln Dasein sandte!"

Seine starken Arme hatten das bebende Mädchen umschlungen, das schon nicht mehr dem Andrängen der gewaltigen Gefühle widerstehen konnte. Er drückte sie sanft an sein Herz, beugte sich hinab zu ihrem schönen Antlitz, das sie an seiner Brust verbarg und ein feuriger Kuß auf ihre schwellenden Corallenlippen besiegelte den Bund der beiden Herzen, die sich gefunden hatten . . .

Während die Liebenden im Gespräch ver-

tieft waren, hatten sich der Vicomte de Villeneuve und Donna Josefa ein wenig in einen der schattigen Laubengänge entfernt, theils um das Pärchen sich selbst zu überlassen, theils aber auch, weil sie selbst sich einander viel zu sagen hatten. Besonders schien Donna Josefa ein ungestörtes Alleinsein mit dem Geliebten recht sehr zu wünschen.

Auch zwischen ihnen ward manch zärtliches Wort, mancher Händedruck gewechselt, doch kam es hier noch schneller zu dem, einen schönen Bund besiegelnden Kusse, denn wenn auch Donna Josefa nach Art zarter Jungfrauen sehr zurückhaltend und spröde und der Vicomte keineswegs allzudringend um eine solche Gunst flehte, so fühlte dieser doch bald — er wußte selbst kaum wie es geschah — die schmalen Lippen der Donna auf den seinigen.

Es war aber auch ein Glück für Donna Josefa, daß die Nacht sehr dunkel war und daß sie daher das saure Gesicht nicht sehen konnte, das der Vicomte schnitt — vielleicht aus Schreck über seine Kühnheit bei dem

begangenen Raub — auch bemerkte sie nicht, wie er sich später mit dem Rockärmel den Mund wischte, ebenso wie sie den nur gedachten Ausruf des Vicomte nicht hören konnte: Was thut man nicht Alles für seine Freunde!

Das Gespräch dieses Pärchens kam nun bald auf den Marquis und Donna Sol. Donna Josefa sagte dabei unter Anderm:

„Nicht wahr, mein Theurer, Du glaubst auch nicht, daß die Donna ein Unrecht begeht, wenn sie den jungen schönen Marquis ihrem alten Oheim vorzieht? sie ist ja noch nicht dessen Frau.“

„Wie sollte das ein Unrecht sein, geliebte Josefa; sie wird schließlich doch den Alten laufen lassen und meinem schönen Haupt . . . — meinem Freunde, wollte ich sagen — folgen. Was kann auch einer schönen jungen Donna ein alter Mann mit kraftlosen Schenkeln sein!“

„O pfui, Geliebter, wie kannst Du nur so etwas zu einer sittsamen Jungfrau sagen — ich werde ja blutroth vor Scham!“

„Verzeihe mir Josefa, mit einem rauhen

Krieger darfst Du es nicht so genau nehmen. Ich wollte nur damit sagen, daß Donna Sol viel zu jung für den edlen Herzog ist und daß mein Hauptmann viel besser für sie paßt."

„Aber warum nennst Du denn den Herrn Marquis immer Deinen Hauptmann?"

„Das bin ich so gewohnt," antwortete nicht ohne Verlegenheit der Vicomte, „denn als ich ihn kennen lernte, war er bereits Capitain und ich noch Fähndrich. Jetzt ist er zwar General und ich bin Major, aber ich habe mich so daran gewöhnt, ihn Hauptmann zu nennen, daß ich es auch jetzt noch nicht lassen kann."

Die Sterne am Himmel begannen schon zu bleichen, die ersten Spuren des Morgenroths zeigten sich, und noch immer saßen der Marquis und Donna Sol in traulichem Gespräch vertieft bei der Fontaine. Sie würden es wohl kaum bemerkt haben, wenn auch die Sonne mit vollem Strahl das schöne Antlitz

ihrer Namensschwester *) beleuchtet hätte, so sehr waren die Liebenden mit sich selbst beschäftigt, aber dem Vicomte, der überhaupt weniger in dem süßen Taumel der Liebe befangen zu sein schien, entgingen die ersten Vorboten des Morgens und die Gefahren nicht, die mit der sich über den Horizont erhebenden Sonne für die Liebenden heraufstiegen.

Er kehrte deshalb mit Donna Josefa zu dem Platz bei der Fontaine zurück und mahnte zum Aufbruch.

Noch einmal umschlangen sich die Liebenden in zärtlicher Umarmung, noch einmal drückte der Marquis einen langen und feurigen Kuß der Geliebten auf den Mund der ein leises Lebewohl hauchte, während der Marquis ihr zuflüsterte:

„Heute Abend, nicht wahr, Geliebte?"

„Komm, o komm und errette mich," sagte Donna Sol leise, „Du, geliebter Mann, bist ja mein Alles, Dir gehöre ich ganz an!"

*) Im Spanischen wie im Lateinischen heißt Sol die Sonne.

Auch der Vicomte und Donna Josefa hatten in zärtlicher Umarmung von einander Abschied genommen und noch einen Kuß hatte er daran wagen müssen.

Die beiden Männer entfernten sich, während die Damen ihnen voll inniger Sehnsucht nachblickten. Ehe der Marquis und der Vicomte hinter den Bäumen des Gartens verschwanden, drehten sie sich noch einmal um und winkten ihren Herzensköniginnen ... dann eilten sie mit raschen Schritten dem kleinen für sie offen gehaltenen Seitenpförtchen zu...

V.

Der Abend hatte seine dunkeln Schatten bereits wieder über die große schöne Stadt Saragossa und deren herrliche Umgebung ausgebreitet, als Donna Josefa noch damit beschäftigt war, das Zimmer ihrer Herrin in Ordnung zu bringen und recht sauber auszuschmücken.

„So," sagte sie endlich für sich, „jetzt sieht es hier recht wohnlich und traulich aus, jetzt kann er kommen. Es ist Alles ganz sicher, Don Ruy Gomez ist zu einem Bankett eingeladen, von dem er vor Tagesanbruch nicht wiederkehrt, die Dienerschaft habe ich zum Theil entfernt, zum Theil stark mit Xeres tractirt . . . Wie wird sich die Donna freuen,

wenn er erst hier ist, doch aber gewiß nicht mehr, als ich über meinen Joseph! Er ist ein gar lieber Junge, wie edel, wie ritterlich und wie schön! und was für ein herziges drolliges Närrchen ist er mit seinem militärischen derben Wesen ... Ich lobe mir doch die Franzosen vor unsern steifen Dons, die so gerade dastehen, als hätten sie beim Turnier in eitel Kampfeslust ihren Gegner sammt der Lanze verschluckt! Joseph und Josefa, wie hübsch das klingt! Einen Namen und einen Schutzpatron haben wir ... und nun sage mir Einer noch, daß es keine Vorherbestimmung im Himmel gäbe! Wie gut hat es doch die Donna, die kann ihren Geliebten hier, in dem hübschen Zimmer empfangen — der meinige muß unten im Garten stehen und auf mich warten! Aber ich weiß, was ich mache: ich führe ihn ganz heimlich und leise in mein Stübchen, dort stehen schon ein paar gute Bissen und einige Fläschchen Malaga bereit..."

In diesem Augenblicke klopfte es an einer kleinen in der Tapete verborgenen Thüre.

„Da ist er schon," dachte Donna Josefa bei sich und eilte, die Thür zu öffnen.

Ein Mann, in einen Mantel gehüllt und einen einfachen Hut tief in die Stirne gedrückt, trat ein.

„Das ist schön, daß Ihr nicht auf Euch warten laßt," rief Donna Josefa; „Donna Sol wird gleich erscheinen. Aber nun macht es Euch bequem, legt Mantel und Hut ab."

„Das will ich auch," erwiderte der Mann mit einer der Duenna fremd klingenden Stimme.

Er warf Mantel und Hut ab und vor der erschrockenen Donna Josefa stand ein schöner stattlicher Ritter in prachtvollem spanischen Costum.

„Heiliger Joseph," rief die Duenna, „Ihr seid nicht der Herr Marquis! was wollt Ihr hier, wer seid Ihr? das ist Verrath, ich rufe um Hülfe!"

„Ein Wort und es ist um Euch geschehen!" sprach der fremde Ritter, die zitternde Duenna am Arme fassend.

„Also Eure Herrin, Donna Sol de Silva,

die Braut des Don Ruy Gomez de Silva, ihres würdigen Oheims, erwartet hier einen Anderen, wahrscheinlich einen milchbärtigen Junker?" fragte der Mann die an allen Gliedern bebende Donna Josefa. „Nun schnell, heraus mit der Sprache, antworte, alte Schachtel!" fuhr er in barschem Tone fort, als die Duenna schwieg.

„Ihr habt mir ja verboten, ein einziges Wort zu sprechen!"

„Aber nicht, mir zu antworten — also sprich, ja oder nein!"

„Ach ja; aber was geht Euch das an?"

„Nichts. Der Herzog ist beim Bankett?"

„Ach ja!"

„Und da kommt der junge hübsche Liebhaber der Donna?"

„Ach ja!"

„O daß mich doch das Wetter erschlüge!" rief der Ritter, die Faust vor der Stirn ballend.

„Ach ja!"

„Schweigt mit Eurem verwünschten „Ach ja!"

„Wie Ihr befehlt, aber was soll ich denn sagen?"

„Nichts. Ihr müßt mich hier verstecken."

Die Duenna schwieg.

„Habt Ihr mich verstanden, weshalb antwortet Ihr nicht?"

„Ich soll ja nichts reden!"

„Zum Teufel, ich werde Euch die Zunge lösen. Verbergt mich hier!"

„Nein!"

„Nein . . . was soll das heißen!"

„Es geht nicht."

„Weshalb nicht, es muß gehen!"

„Niemals!"

Der fremde Ritter zog einen Dolch und eine gefüllte Börse aus dem Gürtel, hielt diese beiden Gegenstände der Donna Josefa unter die Augen und rief:

„Wählt!"

„Gott sei mir gnädig," entgegnete zitternd die Duenna, indem sie die Börse ergriff, „Ihr seid der Teufel!"

„Wohl möglich," sagte der Ritter, „aber

nun, wo kann ich mich in diesem Zimmer verbergen?"

Donna Josefa öffnete die Thür eines kleinen Schranks, der in einer Ecke des Zimmers stand und sprach:

„Hier."

„Was, in diesen Kasten soll ich kriegen!"

„Es geht nicht anders, wenn Ihr Euch wirklich hier verstecken wollt, mein schöner Ritter."

„Nun so sei es," rief der Fremde, indem er in den Schrank hineinkroch. „Aber", fuhr er fort, „bei Sanct Jago de Campostella, das Ding sieht eher dem Stalle ähnlich, wo Du Deinen Besen hinstellst, wenn Du vom Ritt auf den Blocksberg zurückkehrst, alte Hexe!"

„Höflich seid Ihr eben nicht, das merke ich," erwiderte Donna Josefa sehr ärgerlich.

„Ist auch nicht nöthig," war die kurze Antwort.

„Und so ein Mensch wagt es hier einzudringen ...! wenn ich bedenke, ein Mann im

Zimmer der Donna!" rief die Duenna, keifend gegen den Schrank gewendet.

Der Fremde steckte den Kopf aus der Thür des Schrankes noch einmal heraus und sagte spöttisch:

„Nicht wahr, alte Schachtel, es war eine Frau, was Deine Herrin hier zum Stelldichein erwartete?"

„Ihr seid ein loser Mann, und es ist gar nicht ritterlich, Jungfrauen zu beschämen und ihre Ehre bloßzustellen!"

„Na beruhige Dich, holde Jungfrau, Dich beschäme ich gewiß nicht und wünsche auch durchaus nicht, Dich bloßzustellen!"

„Schweigt, ich höre die Donna, kriecht in Euren Schrank, Ihr gottloser Mensch; wohl bekomm's Euch in dem engen Kasten!"

Sie schlug die Thür zu und dachte bei sich: „Soll ich um Hülfe rufen? aber da könnte auch der Marquis, der vielleicht schon auf dem Wege hierher ist, mit erwischt werden. Ach was, wenn der kommt, der mag sehen, wie er mit diesem Unverschämten fertig wird,

der wird ihm schon den Laufpaß mit dem Schwerte schreiben! Ich danke nur Gott und der heiligen Jungfrau, daß der Mann im Schranke kein Dieb zu sein scheint!" fuhr sie fort, die Börse, die er ihr gegeben hatte, in der Hand wiegend, dieselbe jedoch sogleich versteckend, als Donna Sol eintrat.

„Ist er noch nicht da, o wie lange zögert ler!" rief Donna Sol.

„Es ist besser, er ist vorsichtig," erwiderte die Duenna, „ich habe es ihm noch ausdrückich durch den Vicomte sagen lassen, er soll sich ja recht in Acht nehmen und Alles vermeiden, was Verdacht erregen könne!"

„Das ist recht, aber er könnte nun auch schon da sein!"

„Darf ich mich jetzt entfernen? es regnet so heftig und mein armer Vicomte darf doch nicht so lange im Garten stehen... ich werde ihn erwarten..."

„Und selbst durch und durch naß werden? Nein, bleibe noch hier, wenn der Marquis kommt, dann kannst Du gehen... ich fürchte

mich, wenn ich hier allein bleibe... übrigens ist auch der Vicomte Soldat und wird sich vor ein wenig Regen nicht fürchten... dann aber kannst Du ihn ja mit in Dein Zimmer nehmen."

„Wirklich, darf ich das... aber...?"

„Weshalb nicht..."

Ein leises Klopfen außerhalb der kleinen verborgenen Thür unterbrach sie.

Josefa öffnete schnell und in einen Mantel gehüllt trat der Marquis ein.

Donna Sol eilte ihm entgegen.

„Bist Du endlich da, Geliebter?" rief sie, ihren Arm um seinen Hals schlingend, „doch Du bist ganz durchnäßt, lege Mantel, Hut und Degen ab..."

„O meine Theure," erwiderte der Marquis, „wie kann man die Ströme fühlen, wie kann man die Blitze sehen, die vom Himmel herabstürzen, wenn solche Gluth im Herzen brennt, wie ich sie für Dich empfinde!"

„Darf ich nun gehen, Donna?" fragte die Duenna ungeduldig.

„In Gottes Namen," rief ihr Donna Sol zu.

Donna Josefa ließ sich das nicht zweimal sagen.

Der Marquis warf Mantel und Hut ab.

„Aber willst Du nicht auch den schweren Degen bei Seite legen?" fragte die Donna.

„Lasse mir den Degen," erwiderte ernst der Marquis, „er ist mein treuester Freund und wird sich wohl bald auch als Dein Beschützer bewähren müssen!"

„Ich fürchte, Du wirst recht haben . . . aber jetzt lasse die trüben Gedanken, lasse uns die wenigen uns vergönnten Augenblicke genießen . . . ."

„Lasse uns sie nützen, Geliebte," unterbrach sie ernst der Marquis. „Ich bin Dir eine Erklärung schuldig ... doch zuvor sage mir: liebst Du mich wirklich so sehr, daß Du es nie bereuen wirst, ein glanzvolles, geehrtes Leben an der Seite Deines Oheims aufgegeben zu haben, um bei mir vielleicht ein sturmbewegtes, unruhiges zu führen?"

„Du fragst noch, nachdem ich Dir so viele Beweise von Liebe schon gegeben? o mit Dir ginge ich an das Ende der Welt... wie sollte ich es bereuen, dem Geliebten gefolgt zu sein und mich scheuen, ein Band zu zerreißen, das nur die thörige Liebe eines alten Mannes und der Wunsch der Familie und des Königs geknüpft hat!"

„Des Königs, des Königs von Spanien! kennst Du ihn, den König?" fragte der Marquis.

„Nein, ich habe ihn nie gesehen...!"

„Ich habe ihn auch nie gesehen, aber ich kenne ihn, ich hasse ihn und er wird mich auch kennen lernen!"

„Was sagst Du.."

„Ja, ich muß Dir Alles sagen, Dich darf ich nicht täuschen, selbst auf die Gefahr hin, daß Du mich fliehest, mich verabscheuest... So wisse denn: furchtbare, blutige Rache habe ich gelobt, an dem König zu nehmen, denn sein Vater war es, der den meinigen hier in Saragossa unschuldig auf dem Blutgerüste sterben

ließ, der mich und die Mutter in's Elend stieß... ja, erfahre es, wer ich bin und wende Dich mit Abscheu von mir. Du hast von jener kühnen Schaar gehört, die geächtet und ausgestoßen in Aragoniens Bergen haust, die der Schrecken des Landes ist, hast die Verwünschungen gehört, die auf das Haupt ihres Führers geschleudert werden ... jener Hernani, jener gefürchtete Räuberhauptmann der aragonischen Berge, jenes Scheusal, für das die Hölle nicht heiß genug ist... steht vor Dir!"

„Großer Gott, Du, Du wärest...!"

„Ja, ich bin Hernani...!"

Donna Sol sank fast bewußtlos auf einen Stuhl nieder und bedeckte ihr schönes Antlitz mit beiden Händen. Doch schnell faßte sie sich wieder, stand auf, blickte dem Geliebten in's Auge, breitete ihre Arme gegen ihn aus und rief:

„Und dennoch, seiest Du auch jener Mensch, von dem man sagt, daß er nur im Blutvergießen Seligkeit finde... ich weiß es ja besser,

Du bist ein edler, ein großer Mensch... seiest Du auch Hernani, ich werde Dich nicht weniger lieben... eine Unglückliche den Unglücklichen...!"

Sie umfaßte in glühender Leidenschaft den Geliebten, der sie wonnetrunken an sein Herz drückte.

„Ja unglücklich war ich bis zu dem Augenblicke, wo ich Dich sah, Geliebte," sagte Hernani, „ich kannte nur das Gefühl des Hasses und der Rache, jetzt kenne ich auch die Liebe, die große, schöne Liebe, die Du, mein Engel, mir gewährst... Verzeihe mir, seliger Schatten meiner unvergeßlichen, theuren Mutter," fuhr er fort, den Blick zum Himmel gerichtet, „verzeihe mir, wenn ich diesem Gefühl Eingang in mein Herz gestatte, auch Du liebtest, Du liebtest Deinen Gatten, Du liebtest mich... die Rache, die ich vor Gott in Deine Hände gelobte, werde ich nicht vergessen...!"

„Armer, unglücklicher, edler Mann," rief Donna Sol, ihm in das schöne männliche Antlitz schauend, „kann meine Liebe Deinen

dunkelen Lebenspfad erhellen, o so gebe ich sie Dir mit um so größerer Freude hin!"

„Ja, das wird sie... doch willst Du auch jetzt noch mir folgen?"

„Bis in den Tod bleibe ich an Deiner Seite!"

„Weißt Du auch, was Du gelobst? Du willst mir folgen in meine Berge, zu meinen rauhen und wilden Kampfgenossen, zu Menschen, deren Namen der Henker auswendig kennt, wie Du Dein Ave und Paternoster, deren Herzen so kalt und hart sind, wie ihr in Blut getauchter Stahl! Weißt Du auch, was das Dasein eines Banditen ist? Geächtet, verflucht, verfolgt, gehetzt wie das Thier des Waldes ist er! In Höhlen mußt Du hausen, auf kalter Erde in Sturm und Regen mußt Du schlafen, Deinen Hunger mit Wurzeln und Beeren des Waldes, Deinen Durst mit dem Wasser des Bergstroms löschen, die Kugel wirst Du um Dein Haupt pfeifen hören, Dein Kind an der Brust im Gebirge umher irren, und zuletzt mir folgen dahin,

wohin ich meinem Vater einst folgen werde — zum Schaffot!"

„Und dennoch folge ich Dir in Deine Wildniß, zu jenen rauhen Männern, zum Schaffot!"

„Und ich Unglückseliger reiße Dich in das Verderben, Dich, die Du mir zum Glücke geboren bist...! Doch auch ich will die Hoffnung nicht ganz sinken lassen! Ist das Werk meiner Rache, das ich dem Himmel und meiner Mutter gelobt, vollbracht, dann fliehen wir dieses Land, dann eilen wir hinüber über das Meer, zu jenen schönen Canarischen Inseln, die Gott als eine Freistätte für unglückliche Verfolgte in den großen atlantischen Ocean gesetzt hat... dort soll meine düstere Vergangenheit hinter uns liegen..."

Ein Geräusch im Zimmer unterbrach den Sprechenden. Der kleine in der Ecke stehende Schrank öffnete sich und der dort verborgen gewesene Fremde kroch aus ihm mit den Worten hervor:

„Nun zum Henker, seid Ihr noch nicht

fertig mit Eurem Erzählen und Euren Liebkosungen ... Ihr glaubt wohl, es sei besonders behaglich in dem engen Kasten da?"

Donna Sol flüchtete mit einem Schrei des Schreckens an Hernani's Brust. Dieser aber, die Hand an den Griff des Degens legend rief mit vor Zorn erstickter Stimme:

„Ein Mann hier verborgen, also betrogen bin ich und an eine Unwürdige verschwendete ich meine Liebe!"

„Gott im Himmel, Du könntest glauben...!" rief Donna Sol in Verzweiflung.

„Wer seid Ihr, was treibt Ihr hier?" fragte in rauhem Tone Hernani den Fremden.

„Beruhigt Euch," erwiderte dieser „und scheltet die Donna nicht, sie wußte nichts von meiner Anwesenheit und hat mich vorher wohl nie gesehen... ich schwöre Euch das bei meiner Ritterehre!"

„Aber was habt Ihr hier getrieben?"

„Ich bin wenigstens nicht naß geworden bei meinem Spazierritt in dieser reizenden

Nacht mit Donner und Blitz... aber dennoch thun mir alle Knochen weh von dem Hocken in diesem verdammten Kasten!"

„Es steht Euch wohl an, noch Euren Scherz zu treiben, nachdem Ihr die Ehre dieser Dame beschimpfen wolltet!"

„Habt Ihr etwas Besseres gethan, als Ihr hier zum Fenster hereinstieget?"

„Ich werde Euch zum Fenster hinausspringen lassen, daß Eure Erben recht hübsch lachen sollen!"

„Nur nicht so hitzig, verehrter Don," entgegnete ruhig der unbekannte Ritter, „jedenfalls wäre meine Gegenwart bei der Ausführung Eures menschenfreundlichen Vorsatzes nothwendig. Aber laßt uns als vernünftige Menschen mit einander sprechen...!"

„Ihr treibt Euren Spott mit mir, hütet Euch, ich werde Euch das Lästermaul stopfen..."

„Schließt erst das Eurige und laßt mich reden. Ihr liebt diese Dame und schaut gern in ihre schwarzen Augen — das ist auch mein

Geschmack... sie aber hat so viel Liebe, daß auf jeden von uns Beiden noch genug davon kommt, wenn wir uns recht christlich darein theilen . . ."

„Tod und Teufel . . .!"

„Laßt mich doch ausreden. Ich kam her, um ihre Liebe zu erwerben; ich versteckte mich und lauschte, ich wollte hören, wie weit Ihr mit Eurer Eroberung gekommen seid... aber ich konnte wenig oder gar nichts in der Schachtel da verstehen, desto ärger habe ich geschwitzt und mir mein Staatskleid verdorben . . ."

„Auch meinem Degen wird es zu warm in seiner Scheide... zieht!" rief Hernani, den Degen ziehend.

„Wie es Euch beliebt," erwiderte der Fremde sich höflich und mit feinem Anstand verneigend, indem auch er den Degen zog.

„Euren Namen?" rief Hernani.

„Sagt mir erst den Eurigen."

„Den soll ein Besserer erfahren, wenn er erst von meinem Dolch niedergestreckt, seine Seele aushaucht!"

„Und wie heißt der Bessere, dem Ihr dieses Vergnügen zugedacht habt?“

„Was schiert das Euch! Vertheidigt Euch, damit Ihr nicht so ohne alle Umstände wie ein Ziegenbock in's Jenseits befördert werdet!“

Hernani drang auf den Fremden ein, der seine Klinge mit der des Räubers kreuzte.

Donna Sol wollte sich zwischen die Kämpfenden stürzen, ward aber von Hernani mit der linken Hand zurückgestoßen, und sank nun die Hände ringend in einen Sessel.

Der Kampf ward jedoch bald unterbrochen, denn es ließ sich ein starkes Klopfen an der Pforte des Palastes vernehmen.

Donna Josefa kam eilig herein.

„Um des Himmels willen, Donna, der Herzog kommt schon zurück!“ rief sie.

„So ist Alles verloren!“ sagte verzweiflungsvoll Donna Sol.

„Wir treffen uns noch,“ rief Hernani dem Unbekannten zu, steckte den Degen ein und hüllte sich in seinen Mantel.

„Ich hoffe es auch,“ erwiderte Jener, eben=

falls Mantel und Hut ergreifend und sich damit bekleidend.

„Oeffnet, Donna Sol," rief der Herzog an der Hauptthür.

„Oeffne nicht," sagte Hernani; „wir verbergen uns erst."

„Etwa in dem Schranke?"

„Wir haben Beide Platz darin!"

„Ich danke sehr!"

„So kommt, durch die kleine Thür können wir fliehen!"

„Ich will Euch nicht aufhalten... ich bleibe hier," entgegnete ruhig der Fremde.

„Tod und Hölle, das sollt Ihr mir bezahlen, Unverschämter," rief Hernani wüthend.

„Oeffnet die Thür," sagte der Fremde.

Donna Josefa that, wie ihr befohlen wurde, und herein trat Don Ruy Gomez de Silva.

Starr vor Erstaunen blieb der Herzog stehen, als er die beiden Männer, die sich dicht n ihre Mäntel gewickelt hatten, im Zimmer erblickte.

Schweigend betrachtete er sie einige Augenblicke lang. Dann sprach er ernst und würdevoll:

„Geändert hat sich viel in den spanischen Königreichen, das sehe ich jetzt; ich bin alt geworden und kann die Zeit und die Menschen nicht mehr begreifen. Sonst, als noch der Cid ein Vorbild war für jeden Castilianer und Aragonier, da zog die Blüthe spanischer Ritterschaft mit Schwert und Lanze aus, den Feind der Kirche zu bekämpfen, die ungläubigen Mauren zu bekriegen oder des kühnen Franken Uebermuth zu dämpfen — der Ritter ehrte das Alter und die Tugend der Frauen. Die Männer von damals waren starke Männer, ihnen galt der Helm, das Schwert und die Eisenhülle, die ihre edlen Herzen umschloß, mehr als seidene Wämser und sammetne Barrets... gläubig gingen sie zur heiligen Kirche, ihr Wort war Eidschwur, sie übten selbst am Feinde nicht Verrath, sie beschimpften keines Andern Ehre, weil sie selbst wußten, was Mannesehre gilt. Und brauchten

jene Männer eine Hausfrau, so warben sie um ein edles Fräulein am offnen hellen Tage mit Achtung und Ehrfurcht gegen die Schöne; erhielten sie sie nicht auf mildem Wege, stellte ihnen sich neidisch das Schicksal entgegen, so warben sie mit Schwert und Streitaxt um die Königin ihres Herzens, doch nur wenn diese selbst in Liebe für den Ritter entbrannte. Sie ehrten aber, was ein Anderer schon erkoren und sein Eigenihum nannte — sie schlichen sich nicht in dunkeler Nacht in das Haus, um einem Manne sein Weib und mit ihr seine Ehre zu stehlen. So war es sonst; doch würde unser großer Ahnherr, der Cid, denen, die ihre Schandbubenstreiche in den Schleier der Nacht hüllen, die sich Ritter nennen und feig des Alters spotten und Frauenehre schänden, nicht mit dem Schwert, nein mit der Peitsche drohen, mit welcher man den frechen Sklaven geißelt, er würde speien auf ihr Wappenschild... das würden Männer von ehemals den Männern von heute thun! Doch da ich einmal bin verurtheilt, in der Zeit zu leben,

wo man der Rittersitte so vergißt, so soll man doch nicht sagen, daß ich, Ruy Gomez de Silva, Euch nicht verzeihe, daß Ihr die Kinder dieser Zeit seid, und deshalb will ich meinen Stolz so weit bezwingen und mit Euch nach ritterlichem Brauch für meine Ehre streiten, die Ihr wagtet anzutasten."

Er ging zur Thüre, öffnete diese und rief hinaus:

„He Ihr Knappen, bringt mir mein Toleder Schwert, meine Streitaxt und meinen Helm! Ihr Herren aber," fuhr er zu den beiden noch immer schweigend dastehenden Männern fort, „Ihr folgt mir!"

„Sehr wahr ist, was Ihr sagt, mein lieber Herzog," nahm nun endlich der Unbekannte das Wort, „doch habe ich Wichtigeres jetzt Euch zu sagen: Maximilian, König der Deutschen und römischer Kaiser, ist todt!"

„Ihr beliebt zu scherzen, mein edler Don, doch habt Ihr zu Eurer Kurzweil Zeit und Ort sehr schlecht gewählt," erwiderte Don Ruy Gomez.

„Ob ich scherze und Kurzweil treibe, mag dies Gesicht Euch sagen," rief der Fremde und warf Hut und Mantel ab.

„Der König!" rief erstaunt Don Ruy Gomez.

Donna Sol warf sich dem König zu Füßen, der sie freundlich aufhob und ihr einen Kuß auf die Stirn drückte, während Hernani Blicke voll Wuth und Rache auf Don Carlos schoß und unter dem Mantel den Griff seines Dolches krampfhaft umfaßte.

„Ja Alter," fuhr der König zu Don Ruy Gomez gewendet fort, „mein Großvater ist todt, ich komme aber zu Dir noch in der Nacht, Dir selbst die große Nachricht mitzutheilen und Deinen Rath zu hören, was nun zu thun ist."

„Aber weshalb, Majestät, zögertet Ihr so lange, mir die Thür zu öffnen und zu sagen, wer der Unbekannte war?"

„Sollt' ich vor Euren Knechten von diesem Staatsgeheimniß sprechen?"

„Verzeihung, Majestät,“ rief Don Ruy Gomez, sein Knie beugend.

„Wie sollte ich Euch etwas zu verzeihen haben, Ihr vertheidigtet ja die Ehre Eures Hauses und Eurer schönen Braut!“

Doch habt Ihr auch schon Nachricht, wen man in Deutschland auf dem Stuhl Carls des Großen sehen möchte?“

„Die meisten Stimmen dürfte der Kurfürst Friedrich von Sachsen haben, ein Freund und Anhänger Luthers, auch König Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England bewerben sich, doch fürchte ich Letztere nicht, da das Reichsgesetz der goldenen Bulle den Kurfürsten verbietet, einen anderen, als einen deutschen Fürsten zu wählen!“

„Aber auch Ihr seid in Deutschland Ausländer.“

„Nicht so ganz, mein lieber Herzog: mein Großvater war deutscher Kaiser und ich bin überdies noch Bürger von Gent.“

„Sprecht Ihr aber auch lateinisch, Herr?“

„Wozu das? Nun ja, es sind wohl noch

einige Brocken davon aus der Schulzei her bei mir hängen geblieben, doch ich werde es sehr schlecht sprechen."

„Das ist schlimm, denn der deutsche Adel ist gelehrt, wie das ganze Volk, er liebt es, wenn sein Kaiser lateinisch mit ihm spricht."

„Ein derbes, wenn auch schlechtes Deutsch und ein wenig stolzes Spanisch wird ihm wohl auch gefallen müssen. Ich reise sofort nach Deutschland ab: Ihr werdet mich nur als Kaiser wiedersehen."

„Aber wollt Ihr Aragonien verlassen, ehe Ihr das Raubgesindel bestraft habt, das hier haust."

Der Herzog von Arcos wird den Auftrag erhalten, das Land von den Banditen zu säubern. Es wird das um so leichter sein, da sich der Hauptmann der Bande, wie ich gewiß weiß, in Biscaya verborgen hält."

„Verzeiht, Majestät," nahm hier Hernani das Wort, „man sagt, er sei ganz in der Nähe."

„Das ist ein falsches Gerücht, ich weiß,

daß er sich nach dem gottlosen Streich, den er an Don Gil Sanchez verübt, nach Biscaya geflüchtet hat."

Der König wendete sich zum Gehen. Während dem sagte Donna Sol leise zu Hernani,

„Morgen um Mitternacht hier unter meinen Fenstern ... klatscht dreimal in die Hände."

„Wenn bis dahin der Himmel nicht einstürzt, bin ich hier," antwortete eben so leise Hernani.

„Wer ist der Ritter hier, Majestät?" fragte Don Ruy Gomez, auf Hernani deutend, der noch immer in den Mantel gehüllt dastand.

„Ein Cavalier meines Hofes," antwortete der König, „ein schlauer und verwegener Mann. Ich sende ihn mir voraus nach Aachen, wo sich die Kurfürsten versammeln. Reiset mit Gott, edler Don!"

Dann trat er nahe zu Hernani und sprach leise zu diesem:

„Ihr hattet die Ehre, daß Euer Schwert sich mit dem meinigen kreuzen durfte; das vergißt Carl von Spanien nicht, der auch den

Verrath haßt, wie die Hölle. Geht, und merkt es Euch, wie ein König sich an seinem Nebenbuhler rächt!"

Schweigend und noch einen Blick auf Donna Sol werfend, der mit der Angst der Liebe erwidert wurde, entfernte sich Hernani.

VI.

In sehr ernster und bewegter Stimmung war Hernani nach der Begegnung mit dem König von Spanien zu den Seinigen in die Berge zurückgekehrt. Nur kalt und wie zerstreut und theilnahmlos hatte er den Gruß erwidert, den ihm die Bande bei seinem Erscheinen entgegenrief.

„Haltet Euch auf jeden Fall für den nächsten Abend bereit, aber Alle, die ganze Bande," hatte er zu seinen Vertrauten Jaquez und Jose und den andern umherstehenden Räubern gesagt, und war dann in die Höhle gegangen, wo sich das Grabmal seiner Mutter befand.

Die Art und Weise, wie ihn der König behandelt hatte, der Edelmuth, die ächt könig=

liche Gesinnung desselben, das Alles flößte ihm Ehrfurcht, Achtung ein, hatte sein Herz erschüttert und den Durst nach Rache zurückgedrängt. Ein so edler Charakter, wie Hernani es war, mußte gerade an einem gehaßten Feind den ritterlichen Sinn und das Hochherzige um so höher schätzen. Er fühlte, daß er diesen König als solchen und als Freund würde annehmen und lieben können, er beklagte, daß das Geschick zwischen diesem und ihm eine so gewaltige Kluft aufgerissen hatte.

Selbst den Umstand, daß König Carl Donna Sol ebenfalls liebte, konnte Hernani ihm verzeihen, denn ein solcher Mensch würde auch willig eine Liebe, die er, verleitet von dem raschen jugendlichen Blute, gefaßt, für seine Königsehre opfern.

Es war ein großer Zwiespalt in dem Herzen Hernani's entstanden, er selbst mit aller Kraft des Willens konnte diesen nicht so schnell ausgleichen. Es blieb ihm in diesem Augenblicke keine andere Zuflucht, als die zum Grabe

seiner Mutter, wenn er nicht wollte allen Haß gegen den Feind verlieren.

Er sank auf die Knie nieder an dem Stein, der die sterbliche Hülle der theuren Mutter deckte, er flehte zu dem Geist der Entschlafenen, er bat inbrünstig um ein Zeichen, das ihm sagen könne, was er thun solle.

Da kam ihm plötzlich der Gedanke an seinen Schwur, gegeben in jener furchtbaren Nacht vor dem Bilde der Benedeiten, und eine Stimme in seinem Innern rief ihm die Worte zu:

„Noch ist Carlos nicht werth, daß du ihm verzeihst, daß du deines Schwures entbunden werdest!“

Hernani stand auf und sprach vor sich hin:

„Thor, der ich war, mich so von einer raschen Aufwallung des Gefühls übermannen zu lassen ... hinab, hinab mit dieser Weichheit, schweige Herz ... das Werkzeug der göttlichen Rache darf kein Herz haben, es muß eben so unerbittlich sein, wie der Rächer selbst!“

Neu gestärkt trat er hinaus zu seinen Leuten.

Diese bemerkten schnell, daß die trüben Wolken von der Stirn des Hauptmanns verschwunden waren, und jauchzten ihm vor Freude darüber zu.

Hernani aber rief seine beiden Getreuen, Jaquez und Jose, und ging mit ihnen seitwärts in den Wald.

Er erzählte ihnen sein Zusammentreffen mit dem König, dessen edles Benehmen gegen ihn und wie er selbst einen Augenblick lang davon erschüttert gewesen sei.

„Ja, ja," meinte Jaquez, „König Carlos soll ein ritterlicher und edler, wenn mitunter wohl auch etwas lustiger und leichtfertiger Herr sein und es besonders mit galanten Abenteuern nicht sehr genau nehmen. Ich möchte fast glauben, daß er ein besseres Gedächtniß für die Thaten des Don Juan von Aragon gehabt haben würde, als sein hochseliger Vater!"

„Was sagst Du, Jaquez," rief Hernani heftig erregt, „willst Du den Wurm des

Zweifels in meiner Brust wecken, den ich kaum erst beschwichtigt habe?"

„Was fällt Dir ein, Hauptmann," erwiderte Jaquez lachend, „ich sollte Dich von dem abzubringen suchen, was Du geschworen hast! Nein, nein ... ist einmal Blut geflossen, so muß es auch gesühnt werden, und sei es an dem Urenkel, wenn der rächende Dolch den Beleidiger selbst nicht mehr erreichen kann!

„Das ist männlich und wahr gesprochen, Jaquez," rief Jose, „was ist der Edelmuth der Könige, was kann uns das Alles gelten? Wir bleiben den Großen dieser Welt doch die Geächteten und Verstoßenen, und unser letztes Stündlein am Galgen ist für sie und die zarten und empfindsamen Donna's nichts, als eine recht unterhaltende Comödie!"

„Hört mich an," sagte Hernani, die beiden vertrauten Freunde bei der Hand fassend, „in nächster Nacht folgt mir Donna Sol in unsere Berge. Um unsere Flucht zu decken, schleicht sich eine starke Schaar unter Deiner Führung, mein Jaquez, in die Stadt, eine

andere Abtheilung stellst Du, Jose, in dem Garten auf — Du kennst ja die Ortsgelegenheit. Ich selbst hole mir meine Braut aus dem Palast . . . willst Du, Jose, Dir Dein Liebchen auch mitnehmen so steht es Dir natürlich frei.“

„Ich danke sehr, Hauptmann,“ sagte Jose mit süßsaurer Miene, „wenn es nicht Deinen Plan fördert, die alte vertrocknete Hagebutte zugleich mit Deiner blühenden Rose zu pflükken, so möchte ich sie lieber auf ihrem Stengel lassen!“

„Wie Du willst,“ lachte Hernani, „ich glaubte nur, daß Dein Herz Feuer gefangen habe!“

„Nein, durchaus nicht, der Strom der Zeit, der über ihre dürren Glieder schon dahin gerauscht ist, hat den Schwamm in meinem Herzen so naß gemacht, daß er wenigstens von den Funken aus diesem alten Stein kein Feuer fangen kann!“ —

Die Straßen von Saragossa waren bereits still geworden, da außer der herannahenden

Mitternacht auch das wenig freundliche Wetter die Bewohner in ihre Häuser getrieben hatte. Nur hin und wieder trieb sich noch ein Nachtschwärmer oder ein Verliebter auf den Straßen umher.

Von diesen beiden Menschensorten unbeachtet, waren drei Männer die Straße daher gekommen, in welcher der Palast der Silva's lag. Sie waren in dunkele Mäntel gehüllt und hatten die Hüte weit in das Gesicht hineingedrückt.

Vor dem Palaste blieben sie stehen. Einer von ihnen wollte an die Pforte klopfen, als er aber den zu diesem Zwecke an dem Thor hängenden Schlägel ergriff, fühlte er, wie dasselbe nachgab. Er winkte den Anderen und sagte leise:

„Wir haben weder Gewalt noch Bestechung nöthig, das Thor ist offen."

Ohne Säumen gingen die drei Männer vorsichtig durch die ganze Hausflur in den geräumigen Hof des Gebäudes.

Hier suchten und fanden sie bald eine kleine Thür, doch war diese fest verschlossen.

„Haltet Euch ruhig, treten wir in den Schatten," sagte einer der Männer; „wenn die Lichter, die jetzt noch durch die Fenster schimmern, verlöscht sind, dann gebe ich das Zeichen."

Die drei Männer zogen sich etwas zurück.

„Aber Majestät," begann einer der Männer mit feiner näselnder Stimme, „um wieder auf den verdächtigen Menschen zu kommen, den Ihr entwischen ließet . . ."

„Nun, was ist mit ihm?" fragte kurz der König.

„Ich vermuthe, daß er der Hauptmann der Banditen war, jener verruchte Hernani," sagte Don Ricardo.

„Wohl möglich, vielleicht auch nicht."

„Und wißt Ihr, was er gesprochen," fragte Don Guzman de Lara, der dritte der Männer.

„Ich konnte in meinem Versteck wenig oder nichts hören," erwiderte der König ungeduldig, „und was liegt mir auch an ihm . . .!

wenn er übrigens der Räuber war, so muß ich gestehen, daß sein Wesen mir besser gefiel, als das manches Granden von Spanien... es wäre schade um den schönen und stolzen Mann, wenn er außer dem Hut auch den Kopf vor mir abnehmen müßte. Doch bis jetzt gönne ich ihm noch seinen Kopf... sein Liebchen ist mir in diesem Augenblicke lieber."

„Weshalb wollt Ihr aber Euch nicht Beides zulangen, Majestät?" fragte Don Ricardo.

Etwas zerstreut und mehr auf das allmälige Verlöschen der Lichter im Hause achtend, als auf die Rede des Hofmannes, sagte Don Carlos:

„Ja, ja, Ihr habt ganz recht, Graf."

Don Ricardo verneigte sich tief und sagte: „Ew. Majestät haben mich Graf genannt —"

„Das war ein Versehen, nicht wahr, Majestät?" meinte in spöttischem Tone Don Guzmann.

„Allerdings war es das . . . ich ließ den Titel in der Zerstreuung fallen und Ihr, Don Ricardo, habt ihn gefunden. Da er

einmal in Euren Händen ist, so behaltet ihn auch," rief der König.

Vergnügt rieb sich Don Ricardo die Hände und sagte halblaut zu Don Guzmann mit stolzem Blick:

„Ich bin Graf!"

„Ja, ja, ein Gräflein aus Zerstreuung, aus Versehen . . . ich gratulire übrigens zu dem wohl verdienten Titel, Herr Graf," erwiderte lachend Don Guzman.

„Der blasse Neid spricht aus Euch!" meinte ärgerlich der neugeschaffene Graf.

„Nein gewiß nicht, das schwöre ich Euch zu: Euch beneiden würde ich für eine Undankbarkeit gegen den Himmel halten!" rief Don Guzman.

„Still," sagte der König, „zankt Euch, wann und wo Ihr wollt, nur nicht jetzt und nicht in meiner Gegenwart. Die Lichter sind verlöscht, nur aus dem Fenster der Donna dringt noch ein Lichtschimmer . . . nicht umsonst will ich die Worte gehört haben, die du deinem Geliebten beim Abschiede zuflüsterteſt,

schöne Donna Sol. Jetzt, meine Freunde," wendete er sich wieder zu den ihn begleitenden Edelleuten, „jetzt auf Euren Posten. Wir theilen uns in die Liebenden: die Schöne für mich, den Ritter oder Räuber für Euch!"

„Ist das aber wohl christlich getheilt?" fragte lächelnd Don Guzman, während es Don Ricardo etwas bänglich unter seinem Sammetwamms wurde.

„Nein," erwiderte Don Carlos, „aber königlich!" Doch genug des Scherzes. Versteckt Euch auf der Straße; wenn er kommt, fallt über ihn her und bläut ihm das Fell tüchtig. Ehe er sich Eurer erwehrt und wieder zur Besinnung kommt, entführe ich die Donna. Aber schlagt ihn nicht todt, denn er ist ein tapferer Mann und ein solcher ist schon etwas werth!"

Mit tiefen Verbeugungen entfernten sich die beiden Cavaliere.

Der König trat nun unter Donna Sol's Fenster und klatschte dreimal in die Hände.

Donna Sol hatte kaum das Zeichen ver-

nommen, als sie zum Fenster eilte, es öffnete und hinabrief:

„Bist Du es, Hernani! wohl ich komme schon!"

Wie groß aber war ihr Schreck, als sie auf dem Hofe angekommen, ihren Irrthum erkannte. Sie wollte fliehen, doch der König umfaßte sie mit starkem Arm und sagte leise und in zärtlichem Tone:

„Warum willst Du fliehen, Geliebte, fordere was Du willst, Dein König spricht mit Dir, ein ganzes Königreich lege ich Dir zu Füßen...!"

„Verlaßt mich, Majestät," erwiderte Donna Sol, sich fortwährend sträubend, „verlaßt mich, oder ich rufe um Hülfe!"

„Thue das nicht, sanftes Täubchen, Dein theuerer Bandit könnte dann leicht in Gefahr kommen, denn gewiß ist er in der Nähe."

„Nein, Ihr seid der Bandit, der räuberisch in der Nacht in ein unbewachtes Haus einbricht, um ein schwaches hülfloses Weib zu rauben... ginge es mit rechten Dingen zu,

so säße er, der Verstoßene, Geächtete auf dem Thron, und Ihr irrtet in dem Waldgebirge umher, wie ein reißendes Thier. Er ist ein geborner König, denn er besitzt Edelmuth und königlichen Sinn!“

„Sehr schön gesagt, doch dürfte Euch jetzt Euer Zorn wenig frommen, denn Ihr seid in meiner Gewalt!“

„Habt Ihr vergessen, daß mein Vater Graf, daß er Grand von Spanien war?“

„Wenn Ihr es wünscht, seid Ihr Herzogin!“

„Die eine Schandsäule im Wappen führen möchte! Zwischen uns, Don Carlos, kann nie von einem Bund die Rede sein. Mein Vater hat für Euch und Spanien oft sein edles Blut in heißer Schlacht verspritzt ... es ist auch mein Blut, das für Euch floß, und ich bin stolz darauf...“

„Ich mache Euch zu meiner Gemahlin, Ihr sollt Königin, bald Kaiserin sein!“

„Weiß Don Carlos kein besseres Märchen zu ersinnen, um ein schwaches Mädchen in die Falle zu locken?“ fragte entrüstet Donna

Sol. „Doch wäre es auch Wahrheit, was Ihr sagt... was liegt mir an Euren Kronen allen! hier gilt es den Mann, und nur dem will ich angehören, den ich liebe... Euch aber liebe ich nicht... macht nicht, daß ich Euch hasse, daß ich Euch verachten muß!"

„Ihr seid sehr kühn," fuhr der König auf, doch wie von einem schmerzlichen Gefühl beschlichen sagte er dann mit bewegter Stimme: „Wie glücklich ist doch jener arme geächtete Bandit... er wird geliebt von einem Engel und ich... ich werde gehaßt, vielleicht verachtet...! doch siegen soll er nicht," setzte der König in aufwallendem Stolze hinzu, „ihm, dem Elenden, sollte ein König, sollte der weichen, der bald der mächtigste Herrscher der Welt sein wird?"

Er faßte Donna Sol um den Leib, um sie fortzuschleppen.

„Ihr seid ein König," rief ihm Donna Sol, sich seiner erwehrend, zu, „Ihr besitzt alle Schätze beider Indien und mehr denn

zehn Kronen, in Eurem Reiche geht die Sonne nie unter..."

„Doch die schönste Sonne will mir nicht aufgehen," unterbrach sie der König, auf den Namen der Donna anspielend.

„Ihr dürft wählen unter den schönsten und reichsten Damen Eurer Reiche," fuhr Donna Sol fort, „sie alle werden beglückt sein durch Eure Liebe... und Ihr, der reichste und glücklichste Mann der Erde, Ihr mißgönnt dem armen verfolgten, unglücklichen Mann das Einzige, was er besitzt: meine Liebe, die Liebe eines unglücklichen, unbedeutenden Mädchens, Ihr wollt ihm sein höchstes Gut rauben, Ihr wollt dem verirrten Wanderer auf dunkelem Lebenspfad seine Leuchte verlöschen, seinen Stab zerbrechen, Ihr wollt dem blinden Bettler den treuen Hund tödten, der sein einziger Freund und Führer ist...!"

„Genug der Worte," rief der König, das in ihm aufsteigende Gefühl der Rührung niederkämpfend, „Du folgst mir..."

Er ergriff sie von Neuem, sie aber zog

schnell einen Dolch aus dem Busen, riß sich gewaltsam los und schwang die Waffe gegen den König, der einen Schritt zurückwich.

„Nahest Du schnöder König mir nur einen Schritt, so trifft dieses Eisen Dein Herz, das undurchdringlich für Bitten und Thränen eines schwachen Mädchens ist!" rief in höchster Aufregung die Donna.

„Nun, das muß ich gestehen," erwiderte der König, „jetzt begreife ich es, daß Ihr einen Räuber lieben könnt! Doch wird auch das Euch nichts helfen, denn gar leicht entwaffne ich Euch... es ist ein allzu ungleicher Kampf: ich ein Mann, mit einem Schwert, und Ihr, ein Mädchen, mit dem Dolch!"

„So ist der Dolch für mein Herz geschliffen," rief Donna Sol; „Ihr seid Spaniens König und wißt nicht einmal, wie eine Aragonierin ihre Ehre zu rächen und zu schützen weiß!"

„Ein Wink, ein Ruf von mir und zwei Männer werden mir beistehen, Euch zu entwaffnen und fortzuführen!"

Da legte sich plötzlich eine schwere Hand auf die Schulter des Königs. Es sah sich dieser überrascht um und erblickte eine hohe in einen Mantel gehüllte Gestalt.

„Ihr habt den Dritten vergessen, der in Eurer Nähe ist, Beherrscher Spaniens und beider Indiens und hoffnungsvoller Kaiser der Deutschen!"

Donna Sol klammerte sich mit dem Ausruf: „Mein Hernani, rette mich vor diesem Könige!" an den Mann an.

„Trittst Du mir wieder in den Weg, frecher Bandit," sagte zornig der König und sich nach dem Thor wendend rief er: „He Guzman, Ricardo..."

„Bemüht Euch nicht," sagte ruhig und kalt Hernani, „Eure Schweißhunde sind bereits in den Händen meiner Getreuen. Auch wäre es überflüssig, wenn sie kämen, denn wenn es auch ein Dutzend solcher Affenschwänze von Eurem Hofe wären, sie würden Euch nichts helfen können, so lange ich die Donna beschütze."

„Hochmüthiger Thor!"

„Ich bin zwar kein König," sprach mit eisiger und zermalmender Kälte Hernani, „doch wenn mich ein König schmäht und sich lustig über mich macht, dann hebt mich mein Zorn zu ihm empor, und beim ewigen Gotte, hütet Euch! denn mehr als Euer Schwert und Eure Krone fürchtet man in diesem Königreiche die Blitze des Zornes aus meinem Auge!"

Er trat näher an den König heran, seine Eisenfaust umklammerte den Arm des Herrschers.

„Wißt Ihr auch, stolzer König, welche Hand es ist, die Euch in diesem Augenblicke festhält? Es ist die Hand, die einen Vater rächen muß, den Euer Vater auf dem Schaffot bluten ließ, es ist die Hand, die einst schwur, Euer Blut zu vergießen! Euer Vater hat den meinigen getödtet — deshalb hasse ich Euch; Ihr habt mich meiner Güter und Ehren beraubt und meine Mutter im Elend sterben lassen — deshalb hasse ich Euch...! Doch ich kam hierher mit einem Herzen voll Liebe,

und selbst für Euch, meinen Feind, gab es keinen Haß mehr, denn Ihr habt wie ein Ritter, wie ein König gestern erst an mir gehandelt, und nur mein Schwur verbot mir, in Euch den hochherzigen Mann zu lieben... jetzt aber hat Euer Betragen gegen die Donna meinen ganzen Haß gegen Euch wieder entflammt, jetzt, da Ihr dem verachteten Banditen gegenüber als ein Räuber dasteht, jetzt lodert meine Rache in wilden Flammen auf... und Ihr kommt lebend nicht mehr von dieser Stelle...!"

Hernani's Auge funkelte in dem Dunkel der Nacht, er erfaßte den Dolch und hob ihn in der geballten Faust in die Höhe.

„O Gott, was willst Du thun!" rief Donna Sol, knieend den Banditen umfassend.

„Stoß zu, Meuchelmörder, ich bin in Deiner Hand!" sagte fest der König.

Hernani blickte ihn an, kraftlos ließ er den Arm mit der gezückten Waffe sinken.

„Ich vermag es nicht," sprach er dumpf vor sich hin, „ich kann nicht Mörder sein...

jetzt nicht... nein... nicht in diesem Augenblicke...! Verzeihe, verklärter Schatten meiner Mutter, verzeihe, Du benedeite Jungfrau... ich kann nur kämpfen... doch nicht morden...!"

„Was zögert Ihr... streubt sich Euer Dolch, der doch des Blutes gewohnt ist, vor der edlen Kost des Königsblutes?"

„Ja, Ihr habt Recht... Königsblut ist für ihn zu gut... aber mein Schwert scheut sich davor nicht..."

„Wie, einen Zweikampf... ich mit Euch... nimmermehr!"

„Ihr habt Eure Klinge mit der meinen gekreuzt!"

„Das konnte ich gestern thun, heute aber nicht mehr... ich wußte nicht, wer Ihr waret, Ihr kanntet mich nicht!"

„Vertheidjgt Euch!" rief Hernani, mit dem Schwert auf den König eindringend.

„Führe den Mordstreich... ich vertheidige mich nicht!"

Hernani ließ das Schwert sinken.

Mit festem Blick betrachtete der König den

Banditen einen Augenblick lang; dann sprach er mit Stolz und Hoheit:

„Glaubt Ihr Banditen denn wirklich, Ihr dürftet, nachdem Ihr jede Schandthat verübt, meine Unterthanen gemordet, meine Dörfer geplündert, meine Städte beunruhigt habt, nachdem Ihr Euch mit Blut befleckt und unerhörte Frevel begangen, Ihr dürftet dann noch die Edlen und Großmüthigen spielen? Glaubt Ihr, der Dolch des Meuchelmörders würde dadurch geadelt, wenn er zufällig und unwissentlich von unserm Schwerte berührt wird? Ihr schleppt das Verbrechen mit Euch umher, wie der Galeerensclave seine Kette, die Strafe, der Fluch des Himmels und der Menschen krallt sich unlösbar an Eure Fersen....! Wir hetzen Euch wie wilde Bestien, wir übergeben Euch dem Henker, aber wir kreuzen unsre Klingen nicht mit den euren in gutem ritterlichen Streite!"

Heftig erschüttert stand Hernani da, die Faust krampfhaft um den Griff seines Schwertes geballt, seine Brust keuchte, die linke

Faust drückte er gegen die fieberhaft brennende Stirn . . .

Plötzlich aber stemmte er die Klinge gegen den Boden, trat mit dem Fuß darauf, daß sie zerbrach, und schleuderte den Dolch weit von sich.

„Geht, geht," rief er mit abwehrender Handbewegung dem Könige zu, der ihm verächtlich den Rücken zukehrte, „geht, wir treffen uns schon noch besser, da auf dem Felde der Schlacht, wo Ihr mir stehen müßt!"

„Müßt, sagt Ihr? Doch Ihr habt recht, es ist hier nicht mein Platz," erwiderte Don Carlos und setzte verächtlich lächelnd hinzu: „wie konnte ich auch nur die Liebe einer Dame für einen König wünschenswerth erachten, die einem Banditen schon geworden!"

„Tod und Hölle," brauste Hernani in aufwallendem Zorne auf, „vergißt Du, König, daß Du in meine Macht gegeben bist? Erinnere mich nicht daran, Du zukünftiger Cäsar, wie klein und erbärmlich Du jetzt in meiner Hand bist! Wenn ich diese edle tapfere Rechte

jetzt schließen wollte, mit einem Druck wäre Dein kaiserlicher Adler noch im Ei vernichtet?"

„Was hält Euch ab, das zu thun?"

„Das, was Du nie begreifen wirst...! Doch geht, nehmt diesen Mantel," setzte er hinzu, ihm den Mantel um die Schultern werfend, „er sichert Eure Flucht durch die Schaar meiner Getreuen, deren Dolchen Ihr nicht entgehen würdet in Eurem feinen Hofkleide!"

Der König wickelte sich in den Mantel Hernani's und sagte noch zu ihm:

„Ihr habt viel gegen Euren König gewagt, Ihr habt in mir die Krone Spaniens beleidigt... ich rette mich für höhere Zwecke, denn es ist mir ein Zeichen des Himmels, daß er mich zu Größerem bestimmt hat, weil er mich nicht unter den Dolchen der Banditen sterben läßt... Glaubt nicht, daß ich Euch dankbar für Eure zweideutige Großmuth bin, denn seid Ihr einst in meiner Gewalt, so werdet Ihr in mir nur Euren unerbittlichen

Richter finden, der einem Straßenräuber keine Gnade angedeihen lassen wird!"

„Seid ohne Sorge, mein guter König," entgegnete Hernani in bitterem Tone der Verachtung, „Ihr wäret wohl der Letzte, den ich um Pardon bitten würde... ich verlange keine Gnade!"

Mit einem wüthenden Blick auf Hernani entfernte sich der König eilenden Schrittes.

Donna Sol hatte sich während dieses leidenschaftlichen Gesprächs zwischen dem König und dem Banditen ängstlich an den Geliebten angeschmiegt... sie war jeden Augenblick bereit gewesen, die Brust des Theuren mit der ihrigen zu schützen, falls der zum höchsten Zorn gereizte König den Stahl gegen den nun wehrlosen Hernani erheben würde. Als sich der König aber entfernt hatte, rief sie mit ängstlichem Drängen:

„O komm, Geliebter, laß uns eilig fliehen, jetzt ist der günstigste Augenblick!"

„Nein, Theuere, der ist vorüber! Du hast es gehört, der König wird mir nie verzeihen,

daß ich ihn klein gesehen, daß ich ihm Pardon gegeben ... in diesem Augenblicke ruft er wohl schon seine Soldaten und Häscher auf, um mich und meine Kampfgenossen zu vernichten..."

„Aber ich gelobte Dir, Alles mit Dir zu theilen: ein wildes unstetes Leben in Deinen Bergen, Noth, Trübsal, Dein Lager von dürrem Laub in der Höhle des Waldes ... Du gestattetest mir, Du versprachst mir ..."

„Alles mit Dir zu theilen," unterbrach sie Hernani, „nur nicht das Schaffot!"

„Auch von diesem verlange ich mein Theil ...!"

„Nimmermehr! fliehe meine verfluchte Nähe... Du bist zum Glücke geboren ... sei glücklich, und ich bin es dann auch... sterbend noch will ich Deinen Oheim segnen, daß er Dich glücklich mache ...!"

„Glücklich ... ich ... ohne Dich ...! o wie undankbar, wie grausam bist Du ...!"

Ueberwältigt von der Größe ihrer Liebe, niedergeschmettert von ihren Worten stand Hernani regungslos da, die Geliebte mit tie=

sem Schmerz betrachtend, dann schloß er sie in seine Arme und rief:

„Du hast gesiegt, hast den felsenfesten Vorsatz in meiner Brust erschüttert . . . Du willst mit mir sterben . . . nun so sei es . . .!“

Er schlang die Arme um ihren schönen Leib und schritt mit ihr der Pforte zu.

Da ertönte plötzlich die Sturmglocke von dem Thurm der ehrwürdigen Cathedrale herab, man hörte verworrene Stimmen und Waffengeräusch in der Ferne.

„Es ist zu spät ... hörst Du die Glocken? sie stimmen mein Grabgeläute an ... vernimmst Du das Klirren der Waffen, das wüste Geschrei? meine Henker nahen ... siehst Du den blutig rothen Schein der Fackeln? er ist das Abendroth meines Lebens . . .!“

„Ist kein Entrinnen mehr?“ rief verzweifelnd Donna Sol, „nein, nein ... ganz Saragossa erhebt sich in den blutigen Flammen . . .“

„Man feiert unsere Hochzeit . . .!“

Ein Haufe von Räubern, geführt von Jaquez, stürzte durch das Thor des Palastes.

„Rette Dich, Hauptmann, rette uns,“ rief Jaquez, „wir sind verrathen, umringt von Soldaten und Sbirren . . . die Unseren kämpfen mit Löwenmuth, Jose steht an ihrer Spitze . . .“

„Schlagt Euch durch, flieht, wenn Ihr könnt,“ erwiderte Hernani, „ich bleibe hier, um an meines Engels Seite zu sterben!“

„Bist Du von Sinnen, Hauptmann!“ rief Jaquez, während die anderen Räuber murrten, „hältst Du so Deinen Schwur, verläßt Du uns, um Dich als ein weichlicher Geck, wie in der Puppencomödie, in dem Schooße eines Weibes ehrlos abschlachten zu lassen . . . hat der Hauch eines Mädchenmundes Deinen ganzen stolzen Bau über den Haufen geworfen, hat Dir ihr Kuß die Erinnerung an Deine Rache geraubt . . . ?“

„Halt ein . . . Du hast recht!“ sagte sich ermannend Hernani, „gebt mir ein Schwert, ich führe Euch zur Freiheit oder — zum

Tode ...! Leb' wohl, Geliebte," wendete er sich zu Donna Sol, die halb ohnmächtig niedergesunken war, „leb' wohl . . . ich halte Dir meinen Schwur . . . und wenn ich nicht wiederkehre, sei glücklich . . . !"

Er küßte sie noch einmal, dann schwang er hoch das Schwert und rief den Banditen zu:

„Jetzt folgt mir, Freunde . . . Rache und Liebe, das sei die Losung, mit der wir siegen oder sterben!"

„Rache und Liebe!" ertönte es wie aus Einem Munde in den Reihen der Banditen, welche dem eilig fortstürzenden Hauptmann begeistert folgten.

Donna Sol richtete sich mühsam auf und rief, die Rechte nach dem zum Kampfe gehenden Geliebten ausstreckend:

„Hernani, Geliebter, leb' wohl . . . !"

In den Straßen von Saragossa hatte sich bereits ein heftiger Kampf zwischen den Truppen des Königs und den Banditen entsponnen; die letzteren waren nicht stark genug, um mit Erfolg der Uebermacht der Truppen

auf die Länge Widerstand leisten zu können. Trotz des Löwenmuthes, mit denen Hernani's tapfere Schaaren unter Jose's todesmuthiger Führung fochten, waren sie doch mit einigen nicht unerheblichen Verlusten zurückgedrängt worden.

Wie groß war aber die Bestürzung der kleinen verwegenen Schaar, als sie plötzlich von der entgegengesetzten Seite der Straße ebenfalls Truppen anrücken und sich somit eingeschlossen sahen.

Schon begannen sich einige Anzeigen gesunkenen Muthes in ihren Reihen kund zu geben, als Hernani mit Jaquez aus der Pforte des Palastes der Silva's hervorstürzte. Er schwang das Schwert, das Feldgeschrei der Banditen: „Rache und Liebe!" ertönte donnernd durch die Straßen, Hernani führte die Seinigen gegen den dicksten Haufen der Feinde, Jaquez stellte sich an die Spitze der auf der entgegengesetzten Seite Kämpfenden . . . die Büchsen krachten, Schwerter klirrten, die Streitärte und Spieße wurden von kräftigen Fäusten

geschwungen, die großen Hunde der Räuber stürzten sich von Neuem mit wüthendem Geheul in die Reihen der Soldaten, die sich dieser gut abgerichteten Thiere und derer Bisse nicht erwehren konnten.

Einem so gewaltigen Stoß vermochten die beiden Truppenabtheilungen nicht Stand zu halten, siegreich und mit nur geringem Verlust schlugen sich die Räuber durch und gelangten endlich, nachdem sich die von Jaquez geführte Abtheilung wieder mit Hernani's Trupp vereinigt hatte, durch das Thor und in's Freie.

Nicht weit von der Stadt musterte der Hauptmann schnell seine Leute, um einen geregelten Rückzug möglich zu machen, falls ihnen von der Stadt Truppen nachgeschickt würden.

Das geschah jedoch nicht, und im Schutze der dunkeln Nacht konnten daher die Räuber unangefochten nach ihren Bergen ziehen.

Bei dieser Musterung fand Hernani, daß seine Leute ihre Gefangenen, Don Guzman

de Lara und Don Ricardo, trotz des Kampfes nicht freigegeben und bis hierher mitgenommen hatten.

Er trat nun auf die beiden Herren zu und sprach zu ihnen:

„Es thut mir leid, meine Herren, daß ich genöthigt war, Euch in diese unangenehme Lage zu bringen — aber Noth kennt eben kein Gebot. Besonders bedauere ich es, Euch, Don Guzman de Lara, als Gefangener zu sehen, denn Ihr seid ein tapferer und ehrenwerther Cavalier. Um Euch aber auch zu beweisen, daß das nicht blos Redensarten von mir sind, so löse ich selbst Eure Fesseln . . . Ihr könnt ungehindert nach der Stadt und zu Eurem König zurückgehen . . . ich werde nie dulden, daß einem Manne von Ehre und Muth etwas Unangenehmes begegne, wenn er in meine Gewalt geräth!"

Er durchschnitt bei diesen Worten die Stricke, mit denen Don Guzmann's Hände gefesselt waren, mit dem Dolch; dann wendete er sich zu Don Ricardo, der zitternd und

bleich wie das leibhaftige Bild des Jammers und der Erbärmlichkeit dastand.

„Nun, mein tapferer Ritter,“ sprach er höhnisch lächelnd zu dem Verblüfften, „wie steht es mit dem Kreuzzug, den Ihr gegen mich gepredigt? Derselbe wird sich nun wohl nicht so leicht unternehmen lassen und Ihr selbst seht mir übrigens mehr aus wie Meister Langohr, wenn die Disteln nicht gerathen sind, als wie ein Kreuzritter. Doch dem Verdienste seine Krone! auch Euch soll bei uns ein entsprechender Lohn werden. Meinem wilden Hofstaate fehlte es bis jetzt noch an einem Lustigmacher — Ihr seid von diesem Augenblicke an mit diesem Ehrenposten betraut und als mein Hofnarr feierlichst installirt. Fürchtet übrigens nicht, daß Euer bischen Gehirn dazu nicht ausreiche... Eure Function wird sich nicht viel weiter erstrecken, als die eines Affen, den man sich hält, um sich von ihm Sprünge vormachen und Gesichter schneiden zu lassen.“

„Das dürft Ihr nicht,“ antwortete Don

Ricardo, seinen ganzen Muth zusammenneh-mend, „der König wird die mir angethane Schmach furchtbar rächen, denn erst heute hat er mich zum Grafen ernannt!"

„Der König ist so wie so nicht mein gu-ter Freund," meinte Hernani, „er hat noch ganz andere Rechnungen mit mir abzuschlie-ßen. Er wird sich übrigens den Teufel darum scheeren, ob eine solche Jammergestalt, wie Ihr, bei mir Narr oder bei ihm Speichellecker sei. Euer Dienst bei mir wird übrigens nicht lange währen, denn wenn nur erst Euer Co-stum fertig sein wird, denke ich Euch dem Könige und der guten Stadt Saragossa zu-rückzusenden, damit diese Respect vor dem Glanze meines Hofstaates bekommen."

Don Guzmann wollte für Don Ricardo vorbitten, Hernani aber wies jeden Versuch dieser Art mit Entschiedenheit zurück.

Als sich Don Guzmann entfernt hatte, um nach der Stadt zurückzukehren, setzte auch der Zug der Räuber seinen Weg fort.

An dem Hauptsammelplatz der Bande vor

der Höhle angekommen ward der Hauptmann und seine Gefährten von den zurückgebliebenen Mitgliedern der Bande mit lautem Zuruf und Freudengeschrei empfangen.

Hernani hatte Don Ricardo seinem stets lustigen Freunde Jose übergeben, während er selbst sich in die Höhle zurückzog.

Jose begann nun zu großer Belustigung der Bande die ärgsten Possen mit dem Junker zu treiben. Zuerst rief er den Räubern zu:

„Wer von Euch hat früher einmal die Nadel anstatt des Dolches geführt?"

Sogleich meldeten sich ein halbes Dutzend verwegen und wild aussehender Kerle.

„Nun so opfert Euch einmal dem allgemeinen Besten auf, Ihr edlen Schneider, legt den Dolch für einige Stunden weg, ergreift die Nadel und macht unserem Narren ein recht schönes buntes Kleid, sucht auf demselben auch das Wappen des Herrn Grafen von gestern anzubringen; hier auf diesem Ringe, den der Narr am Finger trug, ist das Wappen eingegraben. Im Magazin werdet Ihr die

nöthigen Stoffe zu den Kleidern finden . . . aber macht es nur recht buntscheckig, und vergeßt das Wappen nicht!"

Die sechs Schneider machten sich an ihre Arbeit, auch ein verdorbener Maler gesellte sich zu ihnen, indem er sich erbot, das Wappen auf Leinwand zu malen.

Während dem ward Don Ricardo gezwungen, die Bande zu unterhalten. Nach dem Commando Jose's mußte er über den Stock und durch Reifen springen, auf dem Kopfe stehen und Purzelbäume schlagen. Bei allen diesen unfreiwillig producirten Künsten half der Stock, den Jose in der Hand hielt, eifrig nach. So oft das unglückliche Opfer einen recht ungeschickten Sprung machte, brachen die Zuschauer des tollen Spiels in ein wieherndes Gelächter aus.

Endlich kam der Hauptmann zurück; das Spiel nahm nun ein Ende, da auch die Zeit der Ruhe herangekommen war, zu welcher die Räuber in der Regel die Tagesstunden zu benutzen pflegten.

Das Kleid für den Narren war schon am Abend des folgenden Tages fertig. Es war dasselbe aus den buntesten Lappen zusammengeflickt. Man führte den Gefangenen in dem neuen Costum vor, der mit Jubel und Freudengeschrei begrüßt wurde. Die größte Heiterkeit aber brach los, als man sah, wie Don Ricardo sein Familienwappen auf dem Theile des menschlichen Körpers trug, den der Mensch beim Sitzen am allerwenigsten entbehren kann.

Selbst der ernste Hauptmann konnte sich bei diesem Anblick eines Lächelns nicht erwehren.

Am nächsten Morgen aber ließ Hernani seinen Staatswagen anspannen, den er vor mehreren Jahren bereits einem Prälaten abgenommen hatte. Jose und noch zwei Räuber mußten sich in die Kleider von Cavalieren werfen, Don Ricardo ward zu ihnen in den Wagen gesetzt.

Es ging nun in scharfem Trabe nach Saragossa.

Kurz vor den Thoren der Stadt verband

man Don Ricardo die Augen. Der Wagen fuhr in die Stadt bis auf den großen Platz, der als Markt diente. Hier im dichtesten Gedränge ließ Jose halten. Don Ricardo ward aus dem Wagen heraus gehoben und mitten unter das neugierig gaffende Volk gestellt, das in Jubel über den Schalksnarren ausbrach und allerhand Kurzweil mit ihm trieb.

Es entstand natürlich ein ungeheurer Auflauf. Trotz alles Protestirens wurde Don Ricardo auf dem Marktplatze umher geführt. Der Tumult war endlich so groß, daß die Alguazils einschreiten mußten. Sie nahmen Don Ricardo unter ihren Schutz, der von den handfesten Fäusten des Volkes manchen Rippenstoß empfangen und namentlich auch von der hoffnungsvollen Jugend arg zu leiden gehabt hatte.

Die Gerichtsdiener führten ihn als Störer der öffentlichen Ruhe zu dem Alcaden und hier stellte es sich erst heraus, wer der Narr war.

Als aber der König das seltsame Abenteuer

des neugebackenen Grafen erfuhr, ließ er diesen sofort zu sich kommen. Don Ricardo stack noch in dem ihm von den Räubern verehrten Costum.

König Carl betrachtete den Jammermann lachend und rief dann:

„Das muß ich dem Banditen lassen — er weiß seinen Mann wohl zu wählen und auf den angemessensten Platz zu stellen ...!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

In dem Verlags-Contor in Leipzig sind erschienen:

Kurt von Waldau

mit seiner wildverwegnen Räuberschaar.

Wir finden im Leben Menschen, welche ruhigen Sinnes jede Unbill, die man ihnen ungerechter Weise zufügt hinnehmen, und geduldig jede Qual, mit welcher ein herzloser Bösewicht sie peinigt, ertragen. Und Himmel und Erde verehrt sie. Aber es giebt auch Menschen, deren Blut feuriger durch die Adern rollt, wenn sie beleidigt oder gekränkt werden und in deren Herz der finstere Geist der Rache einzieht, wenn an ihnen eine böse That verübt wurde. Und Himmel und Erde verdammt sie. Kurt von Waldau ist einer der letzteren Charaktere. Voll heiteren Jugendmuthes sehen wir ihn zuerst in der frischen duftigen Waldeinsamkeit des Schlosses seiner Ahnen; ritterlich kühnen Sinnes kämpft er dann unter den Fahnen des großen Wallenstein, voll Anmuth naht er den Frauen und wird von ihnen geliebt und gesucht, da fällt er in die Schlingen frevelhafter Unmenschen — und er schwört blutiges, grausames Wiedervergelten. Er wird das Haupt einer wildverwegenen Räuberschaar.

Doch hier genug von seinen Thaten heißer Rache, seltenen Edelmuthes und feuriger Liebe; man lese sie.

Ferner:

Urach der Wilde.

Vierte Auflage.

Lieber Leser, hast Du Dein mühseliges Tagewerk beendigt und willst Du in der Einsamkeit langer Winterabende, in der Nähe des wärmenden Ofens Deine Feierstunden verbringen, dann wähle ein unterhaltendes Buch, es ist Dein bester Gesellschafter.

Hat nicht schon die 4te Auflage Dir obigen Roman zur Lectüre für einige dieser Abende empfohlen, so empfehle ich Dir denselben hiermit noch besonders.

In diesem Roman entrollt sich Dir ein prachtvolles Rittergemälde deutscher Vorzeit. Mit spannendem Interesse wirst Du den glänzend geharnischten Helden zum bewegten Turniere, in die tobende Schlacht, in den hohen gothischen Saal zum schäumenden Becher und auf den epheuumrankten Balcon zum harfespielenden Liebchen folgen. Mit erregter Phantasie wirst Du die holdseligen Frauengestalten liebgewinnen und das Weh und die Wonne ihrer keuschen, feurigen Liebe mitfühlen und mit Grauen und Entrüstung wirst Du die ruchlosen Thaten teuflischer Bösewichte ausüben und durch die ewige Gerechtigkeit furchtbar bestraft sehen.
